

BDA-Preis für  
Architekturkritik 2018

Gerhard Matzig

Bund Deutscher Architekten

**BDA**



BDA-Preis für  
Architekturkritik  
2018

Inhalt

# Inhalt

## **BDA-Preis für Architekturkritik 2018 Gerhard Matzig**

Der BDA-Preis für Architekturkritik Heiner Farwick	3	Matzigs Leben im Heute Dietmar Steiner	25
Begründung der Jury	6	Über Geschmack lässt sich sehr wohl streiten Gerhard Matzig im Gespräch mit Benedikt Hotze und David Kasperek	37
Vita	7		
Einfach mal runterkommen Texte von Gerhard Matzig	9	Impressum	47
Fiebernde Hirne	10		
Die Gattin des Genies	12		
Einfach mal runterkommen	14		
Zur Feier der Schöpfung	17		
„Alles Schwachköpfe!“	19		
Das Wunder	21		

# Der BDA-Preis für Architekturkritik

Die unabhängige Architekturkritik ist eine wichtige Größe im Diskurs über die Qualität des Planens und Bauens. Doch in vielen Verlagen und manchen Redaktionen wird das heute nicht mehr so gesehen. Veranstaltungen und Produktvorstellungen spielen eine immer wichtigere Rolle. Nicht immer gelingt es da einer fundierten Architekturkritik, sich zu behaupten.

Daher ist der BDA-Preis für Architekturkritik heute vielleicht so wichtig wie nie zuvor in den mittlerweile 55 Jahren seiner Geschichte. Zu den Preisträgern zählten unter anderem Julius Posener, Manfred Sack, Wolfgang Pehnt und Peter Sloterdijk. Mit dem Preis wird „eine herausragende Leistung auf dem Gebiet der kritischen Auseinandersetzung zu Fragen des Planens und Bauens mit publizistischen Mitteln geehrt“, wie es in der Satzung heißt. Der „Kritikerpreis“ des BDA steht in einer Reihe mit den beiden anderen Preisen, die der BDA-Bundesverband alternierend vergibt: dem „Großen BDA-Preis“ und dem „BDA-Architekturpreis Nike“.

Den BDA-Preis für Architekturkritik 2018 erhält der Leitende Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“ und Buchautor Gerhard Matzig. Der Preis ist mit 5.000 Euro dotiert.

Gerhard Matzig wurde 1963 geboren. Er hat politische Wissenschaften und Architektur in Bochum, Passau und München studiert. Nach einem Volontariat wurde er 1997 Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung und 2000 dort Leitender Redakteur. Er betreut die Themengebiete Architektur, Urbanismus und Design. Seit 2005 lehrt er Architekturtheorie an der FH München.

Seine Texte in einem großen deutschen Feuilleton beweisen, dass hier die unabhängige Architekturkritik einen festen Platz hat und Architektur und Städtebau zu den relevanten Fragen unserer Gesellschaft gehören. Ich gratuliere dem Preisträger sehr herzlich.

*Heiner Farwick, Präsident des Bundes Deutscher Architekten BDA*



BDA-Preis für  
Architekturkritik  
2018

Begründung der Jury  
und  
Vita des Preisträgers

# Begründung der Jury

Gerhard Matzig schreibt als Leitender Redakteur der Süddeutschen Zeitung hauptsächlich im dortigen Feuilleton, tritt aber auch als erfolgreicher Buchautor, Juror und versierter Teilnehmer von Podiums- und Fernsehdiskussionen hervor. Er überzeugt durch seine große Fachkenntnis in Architekturthemen und deren inhaltliche Verknüpfung mit weit darüber hinausgehenden gesellschaftlich-politischen Fragen.

Ob es sich um die Auswirkung von Normung und Vergaberecht auf die Architekturqualität oder um das Verschwinden der Frauen aus der Leitungsebene großer Architekturbüros handelt: Er beherrscht die Kunst, auch scheinbar komplizierte Themen des Baugeschehens mit einer eigenen Sprache auf hohem sachlichen Niveau, gleichzeitig unterhaltsam und vergnüglich, weit über enge Fachkreise hinaus zu vermitteln, ja zu erklären. Ihm gelingt so ein Zugang zur allgemeinen Öffentlichkeit, dabei greift er auf einen fundierten Hintergrund zurück und bezieht klare Positionen, die dem Leser plausibel und überzeugend erscheinen.

Die Jury würdigt seine rhetorische Brillanz, seine analytische Schärfe und die Qualität seiner „gebauten“ Sprache. Gerhard Matzig ragt unter den Zeitungsjournalisten mit einem klaren Willen zur Gestaltung seines Mediums in besonderer Weise hervor.

*Susanne Wartzack (Vorsitz)*

*sturm und wartzack |architekten bda |innen-architekten, Mitglied des BDA-Präsidiums, Dipperz*

*Andreas Denk*

*Chefredakteur „der architekt“, Bonn / Berlin*

*Dennis Mueller*

*Architekt BDA, VON M, Stuttgart*

*Dietmar Steiner*

*Architekturjournalist, Wien*



# Gerhard Matzig

Dipl.-Ing. Gerhard Matzig (\*1963) studierte Rechtswissenschaft, Politische Wissenschaften und Architektur in Bochum, Passau und München. Von 1986 bis 1991 absolvierte Matzig studienbegleitend während der Semesterferien ein Volontariat bei der Passauer Neuen Presse als Stipendium. Seit 1994 arbeitet er bei der Süddeutschen Zeitung. Seit 2001 ist er dort Leitender Redakteur und berichtet vor allem über Architektur, Stadtplanung, Design und Lebensweltliches. Er leitete von 2009 bis 2016 das Ressort „SZ Wochenende“. Neben seiner Tätigkeit für die Süddeutsche Zeitung veröffentlichte er zahlreiche Bücher, darunter „Nettelbeck und Familie“ (2015), „Meine Frau will einen Garten“ (2012) und „Einfach nur dagegen“ (2011). Darüber hinaus war Matzig Lehrbeauftragter für Produktdesign an der FH München, unterrichtete Kulturjournalismus an der Deutschen Journalistenschule München und war als Honorarprofessor für Wissenschaftstheorie an der Universität für angewandte Kunst in Wien. 2013 erhielt er den DAI-Literaturpreis. Gerhard Matzig ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in München.





Einfach mal  
runterkommen

Texte von  
Gerhard Matzig

Von GERHARD MATZIG

Einundzwanzig Abgeordnete gehören dem Haushaltsausschuss im Bayerischen Landtag an. Einer davon bestätigt am Telefon, dass das Konzerthaus, das im Namen des Freistaates ab 2018 in München realisiert wird, „knapp unter 400 Millionen“ kosten soll. Diese Summe kursiert im Landtag. Und auch im Kultusministerium des Bauherrn Ludwig Spaenle weiß man um eine Summe von 370 Millionen Euro. Als Obergrenze. In der SZ wurde bereits darüber berichtet.

Nicht dass man Probleme hätte mit einer Summe, die einem nicht unbescheiden, aber auch nicht gigantomanisch vorkommt – angesichts eines komplex gelagerten Prestigeprojekts. Als Analogie im Autohandel: Für diese Summe bekommt man etwas aus der Oberklasse, auch wenn eine gut ausgestattete Fünfer-BMW-Architektur letztlich realistischer sein dürfte als ein Bau-Bentley. Die Zahl ist nicht grundfalsch, aber zugleich aus Gründen der Logik und der Baukultur blanker Unsinn und das Produkt fiebernder Hirne.

Es ist eine falsche Zahl, die auf unverantwortliche Weise zum falschen Zeitpunkt publik wurde – und die sehr wenig vom geplanten Bau verrät, dafür aber sehr viel über die Misere der öffentlichen Baukultur, die zu einer Unkultur des Quatschens und zu einer Brutstätte des Baukosten-Deliriums geworden ist. Auch deshalb wüsste man gern, wer sich diese Zahl eigentlich ausgedacht hat.

Wer also könnte am ehesten wissen, was ein ambitioniertes Projekt, das am Anfang steht, am Ende kostet? Die Architekten womöglich – als die Verfasser jener überraschend siegreichen Pläne, die nach einem insgesamt eher enttäuschend verlaufenen Wettbewerb



Wie der neue Konzertsaal in München aussehen soll, ist klar. Wie viel er kostet, nicht. Der Architekt nennt die Summe „fahrlässig“. FOTO: CUKROWICZ NACHBAUR ARCHITEKTEN

## Fiebernde Hirne

Das neue Münchner Konzerthaus soll 370 Millionen Euro kosten.  
Eine falsche Zahl zum falschen Zeitpunkt

nen zu beauftragen wären? Man ruft das junge österreichische Architekturbüro in Bregenz an. Andreas Cukrowicz und Anton Nachbaur-Sturm haben Top-Büros wie Zaha Hadid Architects oder Jean Nouvel klar abgehängt.

Wenn man sich Nouvels Maikäferschachtel anschaut, die als Entwurfsarbeit im vierten

Semester des Architekturstudiums eine 4,3 mit knapper Not erreichen könnte (noch bestanden und doch ein Desaster), kann man glücklich darüber sein. Auch wenn der spröde „Vor“-Entwurf eines „Klangspeichers“ noch viele Fragen offenlässt. Zum Beispiel die nach einem Foyer, das von der Aula einer Gesamtschule

der siebziger Jahre kaum zu unterscheiden ist. Und warum sich Architekten weigern, Eingänge statt Löcher in der Wand zu entwerfen. Weil aber Fragen offen sind nach Konstruktion, Materialität, Akustik oder Haustechnik, naturgemäß zum Zeitpunkt des Projekts, und weil die Planung „noch grob“ ist, so Anton Nachbaur-Sturm, weigert er sich zu Recht, die 370 Millionen zu bestätigen. „Ich will und kann jetzt dazu nichts sagen. Das wäre fahrlässig.“

Das wiederum bestätigt die Architekten als seriöse Repräsentanten einer Zunft, die erst überlegt, dann plant – und dann rechnet. Und nicht umgekehrt. Kommt die Zahl womöglich aus den Reihen der Jury? Anruf beim Vorsitzenden der Jury, Arno Lederer. „Auf keinen Fall“, sagt er. Um so eine Zahl „halbwegs“ zu berechnen, müsste man jetzt „zwei Architekten drei Monate lang entwerfen und kalkulieren lassen“. Lederer ärgert sich über das Zahlengemurmel. Er hat davor gewarnt.

Allein die Fassade des Klangspeichers, eine gigantische Glaskonstruktion, ist bis jetzt, da die Architekten noch nicht einmal beauftragt sind, mit intensiveren Planungen in Haptik, Ästhetik oder Energetik völlig unbestimmt. Ein Quadratmeter Glas kann aber wenige Euro kosten – oder auch mal, siehe Elbphilharmonie, einige Zehntausend Euro. Dazwischen ereignet sich Architektur als Summe unzähliger Entwurfsoptimierungen, die im Idealfall sowie am Ende zu einem ausgewogenen Verhältnis ästhetischer, technischer, funktionaler und – selbstverständlich! – auch ökonomischer Aspekte führen. Mit der Betonung auf „am Ende“. Nach der Vor- und Durchplanung und vor dem Bau.

Wer also war zu einem Zeitpunkt, da die Experten wissen, dass sie nichts wissen, so schlau, die 370 Millionen in den öffentlichen

Raum des Raunens zu blasen? Man ruft beim zuständigen Bauministerium von Joachim Herrmann an. Dort heißt es, nein, das stamme „garantiert nicht“ vom Minister, man findet die Diskussion „fahrlässig“. Erstmals in der Öffentlichkeit platziert habe die Zahlen im Übrigen „der Herr Spaenle“, der tatsächlich auf der fraglichen Pressekonferenz etwas von „Dreihundertundmehrmillionen“ gemurmelt hat. Aber auch Spaenle hat sich das nicht ausgedacht. Wer dann? Das Finanzministerium etwa? Das hat lange vor dem Jury-Entscheid und ohne Kenntnis der Entwürfe die Zahl als „vorläufige Kostenschätzung“ (also nicht als „Kostenrahmen“) fixiert. Angeblich aber „nur mit Hilfe“ einer Kostenkalkulation der Bauverwaltung im Hause Herrmann, bei der man einfach drei wahllos herausgegriffene Konzerthäuser der Baugeschichte zum arithmetischen Mittel verrechnet haben soll. Als würde man sich „ein Stück Haus“ an der Theke bestellen, wo man die Preise für Leberwurst leicht vergleichen kann.

Man kann die Sehnsucht nach einer Zahl als Sucht der Gegenwart beschreiben. Wobei die Öffentlichkeit das Bedürfnis teilt, ein Projekt messbar zu machen, um es einzuhegen. Das ist nicht unverständlich. Es illustriert ein tiefes Misstrauen. Klar, denn wohin man auch schaut: Irgendwo explodieren immer irgendwelche Baukosten mit einem lauten „Bouuumm“.

Nach der „Bauherren-Studie 2017“ liefen beispielsweise bei mehr als 70 Prozent der in den letzten fünf Jahren privat erbauten Häuser die Kosten aus dem Ruder. Und nur jedes zweite Eigenheim konnte fristgerecht bezogen werden. Man kann sich fragen, ob Deutschland, Hochburg der Gotik, Geburtsstätte des Bauhauses und überdies das Land mit der größten

Architektendichte weltweit, das Bauen verlernt hat. Oder das Rechnen. Oder beides.

Eigentlich müsste man ja hoffen, dass abseits des privaten Bauens nach der Sehnsuchtsformel „Einmal im Leben“ die öffentlichen Bauherren deutlich vorsichtiger umgehen mit den wirtschaftlichen Risiken am Bau. Denn sie sind die Treuhänder unseres Geldes. Das öffentliche Bauen speist sich schließlich aus Steuermitteln. Wo aber Kommunen und Länder, Ministerien und Ämter als Bauherren auftreten, zeigt sich die Nation als groteske Mischung aus Schilda und Schurkenstaat. Eine Studie der Hertie School of Governance, die 170 öffentliche Großprojekte der letzten Jahre in Deutschland untersucht hat, kommt zu einer „durchschnittlichen Kostensteigerung“ von 73 Prozent. Pro Projekt. Insgesamt wurden die Bauvorhaben um 59 Milliarden Euro teurer als ursprünglich berechnet. Das Bauen ist dabei, vom Versprechen und identitätsstiftenden Moment zur Zumutung degradiert zu werden. Die Skandal-Liste ist bekannt. Sie reicht von Limburg (Bischofssitz) bis Berlin (Flughafen), wobei ganz oben die Elbphilharmonie thront. Sie sollte erst 77 Millionen Euro kosten, eine tendenziell eh ziemlich absurde Idee, und 2010 fertig werden. Doch wurden daraus 2017 und 866 Millionen.

In der bayerischen Staatsregierung könnte man sich auch gedacht haben: Von den 866 Millionen Euro ziehen wir 77 ab und halbieren das Ganze (Elbphilharmonie-für-Arme-Faktor). So erhält man jenen Wert, der als „Kostenschätzung“ nun herumvagabundiert und so gescheit ist wie ein Backstein. Eine Bitte an die Politik und andere Möchtegern-Bauherren: Erbarmt euch, lasst die Fachleute vorher ihre Arbeit machen, damit hinterher nicht schon wieder die Kosten explodieren.

Von GERHARD MATZIG

**D**a ist es, ein kleines Zögern, ein flirrendes Innehalten. Schon ist es weg. „Nein“, sagt Regina Dahmen-Ingenhoven mit fester Stimme, „ich bedaure meine Entscheidung nicht.“ Nämlich die Entscheidung für die Kinder – und gegen die Karriere. In Düsseldorf arbeitet die Architektin in dem von ihr gegründeten Designstudio mitten im sogenannten Medienhafen. Die Lage fast unmittelbar am Rhein, Kaistraße 12, wo alles fließt, mag einem auch jene Gelassenheit vermitteln, eine Entscheidung eine Entscheidung sein zu lassen. „Klar“, sagt sie, „ich habe auch einen gewissen Preis dafür gezahlt. Aber wenn Sie glauben, man könnte wirklich beides haben, viele Kinder, eine große Familie – und zugleich enorme Ambitionen im Beruf ausleben: Das ist eine Illusion.“ Das stimmt, zumindest für eine Architektin. Für einen Architekten stimmt es nicht.



Regina Dahmen-Ingenhoven sitzt entspannt in ihrem Garten. Genauso entspannt schaut sie auf ihre Lebensentscheidung – für Kinder, gegen die Weltkarriere. FOTO: SABRINA WENIGER

## Die Gattin des Genies

Wohin verschwinden die Frauen, die in den Architekturvorlesungen 55 Prozent der Studierenden ausmachen? Die Geschichte der Ingenhovens gibt einige Antworten

Es gibt dazu Zahlen. Davon gleich mehr, denn zuvor ist hier die Geschichte der Ingenhovens zu erzählen, weil sie so typisch ist. Vielleicht sollte man schon vorneweg wissen: Regina Dahmen-Ingenhoven, 54 Jahre alt, und der zwei Jahre ältere Christoph Ingenhoven, sind seit drei Jahren geschieden. Beide

sind namhafte Architekten. Ein Dream-Team am Bau. Kennengelernt haben sie sich in Aachen im Studium. Er war einer der besten Studenten. Sie war eine der besten Studentinnen. Dann kam die Liebe, dann kamen die fünf Kinder, heute zwischen 15 und 28 Jahre alt, es kam die Karriere, nämlich der Aufbau des

heute in aller Welt bekannten, 80 Mitarbeiter umfassenden Büros Ingenhoven Architects. Dann kam die Scheidung.

Heute, im Medienhafen, hat Regina Dahmen-Ingenhoven vier feste Mitarbeiter. Derzeit erarbeitet sie für das Münchner Modeunternehmen Allude ein ganzheitliches Gestaltungskonzept. Sie hat Apotheken eingerichtet, eine Kinderarztpraxis entworfen, Showrooms inszeniert. Doch, ja, die promovierte Architektin, die im Studienfach „Entwurf“ nie eine andere Note als „1,0“ erzielte, arbeitet erfolgreich und anerkannt als Architektin. Mit einem kleinen Büro, das nur einen männlichen Mitarbeiter und somit eine, wie Regina Dahmen-Ingenhoven nicht ohne Ironie anmerkt, „sagenhafte Frauenquote von 75 Prozent aufweist“. Es geht ihr also gut. Sie ist zufrieden. Und doch ...

Wie soll man das jetzt sagen? Das Büro ihres geschiedenen Mannes, auch im Medienhafen gelegen, keinen Steinwurf entfernt vom Designstudio der Frau, ist berühmt. Ingenhoven Architects bauen in Sydney und Helsinki, in Jerusalem und Tokio. Christoph Ingenhoven ist einer der wenigen deutschen Architekten, der sich international durchsetzen konnte. Er ist ein Pionier energieeffizienter, kluger und fortschrittlicher Architektur, die nicht als Jute-statt-Plastik-Tasche rüberkommt, sondern aufregend schön ist. Er ist der Verfasser des berühmten, auch berücksichtigten Stuttgart-21-Projekts und der Architekt vieler bekannter Gebäude.

Man darf wohl sagen: Er hat fünf Kinder und ist ein berühmter Architekt – sie hat fünf Kinder und ist, genau: eine Architektin. Er hat sich um das Büro gekümmert (und um die Familie), sie hat sich um die Familie gekümmert (und um das Büro).

Und jetzt? Jetzt sind sie getrennt und haben jeweils ihre Büros. Er ein sehr großes. Sie eines mit großer Frauenquote, das eher klein ist. Und nein, keiner der beiden Ingenhovens würde über den anderen Ingenhoven ein böses Wort sagen. Sie sagt vielmehr: „Wir hatten eine klassische Arbeitsteilung, von Anfang an. Und ich habe das auch so gewollt. Als Mutter habe ich andere Prioritäten gesetzt. Für mich war und ist die Erziehung meiner Kinder eben auch eine sehr schöne und wichtige Form der Selbstverwirklichung.“ Also alles gut? Fast.

Tatsache ist, dass Frauen in planenden Berufen benachteiligt sind. Nach einer Erhebung der Bundesarchitektenkammer vom Januar 2016 beträgt der Anteil von Frauen im Bereich freischaffender Hochbauarchitekten gerade einmal knapp 22 Prozent. Unter gewerblich tätigen Stadtplanern sind es sogar nur neun Prozent. Das ist absurd, denn es gibt mehr Architekturstudentinnen (2013: 55 Prozent) als Architekturstudenten. Und es ist kein Geheimnis, dass Frauen die insgesamt besseren Zensuren erzielen. Von mehr und besser ausgebildeten Architektinnen bleiben also auf dem Weg durch den Berufsalltag nur sehr wenige Frauen übrig, die es in ihrem Beruf an die Spitze oder zu einem eigenen Büro schaffen.

Architektinnen verdienen im Schnitt daher 30 Prozent weniger als ihre männlichen Kollegen. Und was die Berufspolitik angeht: Unter den 16 Präsidenten der Länderarchitektenkammern befinden sich drei Frauen. Die Lehre? An der ETH Zürich – es ist eine der namhaftesten Architektenausbildungsstätten der Welt – sind nur wenige Lehrstühle von Frauen besetzt. Nicht anders sieht es bei den Designerinnen und Designern aus. Im Juni

vergangenen Jahres waren unter den 81 „Best of the Best“-Preisträgern des renommierten Red Dot Awards wie viele Frauen? Eine.

In einer Studie heißt es: „Viele Frauen sind gute Teamplayer, aber schlechte Ego-manen.“ Die im Frühjahr verstorbene britische Architektin Zaha Hadid, eine von zwei Frauen, die je den Pritzker-Preis, eine Art Nobelpreis der Architektur, errungen haben, meinte einmal im Interview: „Es gibt einfach Berufe, in die Frauen nicht so gut reinkommen. Keine Ahnung, was männliche Architekten mit ihren Kunden machen – golfen, segeln, ein paar Drinks an der Bar? Echt, keine Ahnung.“ Hadid wirkte, als sie das sagte, etwas gelangweilt. Vermutlich, weil die Vorstellung von den Deals an der Bar unter Männern ein langweiliges Klischee ist. Also eines, das stimmt.

Ist es also die Bar, die den Unterschied macht, siehe Hadid? Oder der Kinderwunsch, siehe Ingenhoven? Ist der Beruf am Ende per se „männlich“? Er ist zumindest nicht besonders familiengerecht. Die 38,5-Stunden-Woche ist nicht die Regel in den Architekturbüros. Nachtschichten dagegen schon.

Es kommt aber wohl noch etwas gravierend anderes hinzu: Architekten sind nach einem klassischen Berufsverständnis immer auch Selbstdarsteller. Schon der französische „Revolutionsarchitekt“ Claude-Nicolas Ledoux (1736–1806) meinte, Architekten seien die „Rivalen des Schöpfers“ beziehungsweise die „Titanen der Erde“. Die ersten „Stararchitekten“ der Moderne, Frank Lloyd Wright am Beginn und Le Corbusier Mitte des 20. Jahrhunderts inszenierten sich in dieser Tradition ganz bewusst als geniale Künstler. Als Wright einmal bei einem Prozess als Zeuge befragt wurde und Namen und Beruf angeben sollte,

gab er zu Protokoll: „Ich heiße Frank Lloyd Wright und bin der bedeutsamste Architekt aller Zeiten.“ Später meinte er, er hätte nichts anderes sagen können – denn: „Ich stand ja unter Eid.“ Bescheidenheit gehört möglicherweise nicht zu den wichtigsten Tugenden am Bau. Frank Lloyd Wright entwarf ein Hochhaus mit atomgetriebenen Aufzügen. Le Corbusier wollte die halbe Altstadt von Paris abreißen lassen. Und der vor zwei Jahren verstorbene österreichische Architekt Hans Hollein skizzierte ein Hochhaus in Form eines erigierten Phallus.

Die Baugeschichte ist voller Frauen, die sich nur sehr mühsam durchsetzen konnten. Margarete Schütte-Lihotzky etwa (1897–2000). Sie war die erste Architektin, die in Österreich ein Architekturstudium abgeschlossen hat. Wofür wurde sie bekannt? Für den Entwurf der „Frankfurter Küche“. Man fand wohl, dass auch eine Architektin in der Küche noch am besten aufgehoben wäre. Im Interview erzählte sie einmal, dass es weder eine „männliche“ noch eine „weibliche“ Form der Architektur gäbe. Es gäbe aber eine männliche Dominanz am Bau und in den Büros. Frauen würden sich da noch weitere 100 Jahre schwertun. „Ich glaube“, sagte sie, „die Gleichberechtigung in der Architektur erlebe ich nicht mehr.“

Das galt auch für die Designerin Lilly Reich, die die erste Frau im Vorstand des Deutschen Werkbundes wurde. Ab 1926 arbeitete und lebte sie mit Ludwig Mies van der Rohe zusammen. Kongenial war sie sowohl am Barcelona-Pavillon wie am Bau der Villa Tugendhat beteiligt. Beides sind Ikonen der Moderne. Und beide Bauten schreibt man eindeutig Mies zu. Übrigens hieß er ursprünglich Ludwig Mies. Aus Gründen des

Images schmückte er sich später mit dem Geburtsnamen der Mutter (Rohe) und adelte sich gleich mal selbst. Was ihn aber auch nicht daran hinderte, die bedeutsamste Sentenz der Architekturgeschichte zu definieren: „Weniger ist mehr“.

Was die Karriere in der Architektur angeht: Da ist mehr Selbstbewusstsein mehr. Man könnte jetzt noch erzählen, wie überaus erbärmlich sich Le Corbusier gegenüber seiner Kollegin Eileen Gray verhielt, deren Haus er während ihrer Abwesenheit und ausdrücklich gegen ihren Willen mit fünf großen Wandgemälden ausmalte, und das auch noch nackt – als müsste er sein Revier markieren.

Am Ende ist es so, wie das Regina Dahmen-Ingenhoven formuliert: „Du kannst nicht alles haben.“ Viele großartig begabte Architektinnen verzichten auf die ganz großen Erfolge, auf die kühnsten Hochhäuser und spektakulärsten Museen. Sie kümmern sich nicht um ihr Image, sondern um die Familie. Und andere Architektinnen und Designerinnen, die sich durchgesetzt haben und heute namhafte Büros führen, es gibt sie natürlich, konnten zwar viele wunderbare Häuser, aber keine Familie aufbauen. In Liza Marklunds Kriminalroman „Olympisches Feuer“ arbeitet eine begabte Architektin am Bau des Olympiastadions. Sie kann sich in der Männerwelt am Bau nicht durchsetzen, daher ist sie frustriert – und bringt ein paar Kollegen um, bevor sie das Stadion in die Luft jagt. Das sollte einem eine Lehre sein.

Regina Dahmen-Ingenhoven übrigens träumt von einer Welt, in der Männer und Frauen in vollkommener Harmonie ein Ganzes bilden. Auch in der Architektur. Alles andere sei zu wenig. Vielleicht sind Frauen ja doch die radikaleren Utopisten.

#### Von GERHARD MATZIG

Düsseldorf ist eine famose So-lala-Stadt. Einerseits so, andererseits so. Einerseits also sagen die Düsseldorfer ihren Rosenmontagszug ab, bloß weil ein Sturm droht. Wobei sich dieser als zwar windige, letztlich aber harmlose Angelegenheit erweist – worüber die antagonistischen Kölner, die dem Wetter die Stirn und ihrer Stadt den „Zoch“ geboten haben, noch immer lachen. Einerseits also ist Düsseldorf vielleicht etwas tantenhafte und das Draufgängertum wohnt womöglich woanders. Andererseits haben sich die Düsseldorfer nun eine U-Bahn gebaut, die nicht nur die Innenstadt, sondern auch die Ränder des Sonnensystems erschließt. Kühner geht's kaum. David Bowie, inspiriert übrigens einst von





Manuel Franke macht aus einer Rolltreppe einen befahrbaren Farbrausch. FOTO: JÖRG HEMPEL

## Einfach mal runterkommen

Die gekachelte Tristesse der U-Bahn ist ein Schrecken. Doch in Düsseldorf wird der Abgrund neu erfunden – als grandioser Kunst- und Architekturraum

der Band La Düsseldorf, lässt grüßen: put your helmet on.

Düsseldorf ist also angenehm solide bis irre. Beziehungsweise: Die Stadt Heinrich Heines („ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen“) ist offensichtlich nicht nur harmlos, sondern zugleich auch der Hotspot

eines radikalen Utopismus, der sich auch ohne Rosenmontag als neue U-Bahnstrecke namens „Wehrhahn-Linie“ verkleidet hat.

An diesem Samstag wird die knapp 850 Millionen Euro teure, 3,4 Kilometer lange Linie eröffnet. Sechs denkwürdig experimentelle U-Bahnhöfe, die täglich von mehr

als 50000 Menschen besucht werden, machen dann aus Düsseldorf die abgründigste Stadt Deutschlands: eine Stadt mit einem gewaltigen unterirdischen Kunstareal.

Dass man das Sonnensystem in der U-Bahnstation Benrather Straße räumlich suggestiv erleben kann, ist das Verdienst einer eigentlich unmöglichen, jedenfalls kaum je anzutreffenden Symbiose von Verkehrsplanung, Architektur und Kunst. Der Schweizer Installationskünstler Thomas Stricker hat sein Konzept „Himmel oben, Himmel unten“ verwirklicht. Mithilfe von sechs großen Monitorwänden, die sich über die Wartebereiche des mittig im Düsseldorfer Bankenviertel gelegenen Bahnhofs verteilen, stellt sich das Gefühl ein, man sei nicht unterirdischer Passant des Nahverkehrs – sondern überirdischer Passagier eines Raumschiffs.

Dort, wo man anderswo in den zugigen, zugleich meist miefigen Kachel-Verliesen beim odysseehaften Herumschlurfen – wartend auf die nächste U-Bahn – normalerweise das Elend der öden Werbeplakate oder die unheilvoll vom Neongeflacker verdüsterten Auslagen depressiv anmutender T-Shirt-Läden studiert, tut sich nun ein Blick in das bewegte Schwarz des Universums auf. Man sieht Merkur, Venus oder Mars vorbeiziehen, man nähert sich schwerelos dem Asteroidengürtel – bis man das Gefühl hat, nicht auf die nächste U-Bahn Richtung Pempelforter Straße zu warten, sondern auf den nächsten interstellaren Trip Richtung Milchstraße.

Man vergisst im Ambiente raffiniert zugeschnittener und bisweilen futuristisch anmutender Räume, dass man sich im Untergrund befindet. Dass man also dem Himmel leider sehr fern ist. Und dann immer diese Rolltreppen. Wobei es offenbar

in Deutschland ein Gesetz des öffentlichen Nahverkehrs gibt, wonach von zwei Rolltreppen grundsätzlich drei wegen dringender Wartungsarbeiten ruhen.

Das Wunder besteht nun darin, dass man sich in Düsseldorf gern aufhält in der U-Bahn – etliche Meter unter der Erde. Als wäre man gar nicht fern von allem, was Aufenthaltsqualität und Anregung verspricht. Stattdessen ist der U-Bahnhof plötzlich in poetischer Weise das, was Tucholsky von Bahnhöfen als Kubaturen der Moderne einforderte: „Hier ist Aufenthalt.“

Das Wunder einer so intelligenten wie sinnlichen Neuinterpretation der 1863 in London beginnenden U-Bahn-Historie verdankt sich an der Benrather Straße nicht nur der Installation von Thomas Stricker, die den transitorischen Zwischenraum, das ewige Wartezimmer öffentlicher Mobilität, umdeutet in den Raum an sich, den Weltraum; es verdankt sich auch einem Architekten-Wettbewerb, der im August 2001 auf visionäre Weise entschieden wurde. Heute lässt sich feststellen: Das Experiment ist geglückt.

15 Jahre lang hat das Darmstädter Büro netzwerkarchitekten – zusammen mit der Berliner Künstlerin Heike Klusmann – an der Wehrhahn-Linie gearbeitet. Was lange währt, wird endlich tief. Zugegeben, auch anderswo, etwa in München, sind in den letzten Jahren ambitioniert gestaltete U-Bahnhöfe entstanden; auch anderswo hat man im Zuge des erwünschten Ausbaus öffentlicher Verkehrsmittel den baukulturell lange vernachlässigten U-Bahnbau architektonisch aufgerüstet. Aber entstanden sind meist Bahnhöfe, die sich innerhalb ihrer Linien ausnehmen wie eine disparate Dauerausstellung zeitgenössischer Baukunst. Mit unterschiedlichen



Thomas Strickers Installation „Himmel oben, Himmel unten“ (rechts) macht die U-Bahnfahrt zum Weltraumtrip. Sechs große Monitorwände, die sich in den Wartezonen und Übergängen befinden, bieten eine spektakuläre Interpretation des Sonnensystems. FOTO: JÖRG HEMPEL

Formsprachen. In unterschiedlichen Materialien. Und mit unterschiedlich gelungenen – oft als reines Dekoratum missverstandenen – Kunst-am-Bau-Bemühungen.

Anders in Düsseldorf: Hier, das ist das Besondere an diesem signifikanten und vorbildlichen Projekt, arbeiteten von Anfang an Ingenieure, Stadtplaner und Architekten sowie Künstlerinnen und Künstler zusammen. Selbstverständlich ist das nicht. Schließlich begegnen sich Welten, wie sie

unterschiedlicher kaum sein könnten. Die einen planen die „Entfluchtung der Bahnsteige“, die anderen reden vom „räumlichen Kontinuum“. Kosten darf beides nichts. Ohne Paartherapie ist so eine Beziehung kaum vorstellbar.

Die Kraft zum ausmoderierten Ganzen steckt im Entwurf und in der kommunikativen Baukultur von netzwerkarchitekten. Sie haben zusammen mit einem verständigen Tiefbau und einer aufgeschlossenen Stadtverwaltung nicht lediglich ein Tunnelsystem realisiert, in dem die Stadtbahn unterirdisch verkehrt (in Düsseldorf ist die U-Bahn eine Art Straßenbahn, die sich ihre Energie auch unter der Erde aus Oberleitungen holt). Wobei die Bahn auch keine sechs unterschiedlich gestalteten, mit Kunst aufgehübschten Bahnhöfe anfährt. Vielmehr haben die Architekten den gesamten Raum, also Tunnel und Bahnhöfe, als „Kontinuum“ erdacht – einheitlich gestaltet und räumlich als Ganzes erlebbar.

Das heißt: Die Bahnhöfe fungieren wie Ausweitungen, Raumöffnungen der auch in der Gestaltung und in den zurückhaltend gewählten Materialien erfahrbaren Tunneltechnik. Was anderswo als normierter Banalraum zu erleiden ist, Sperrengeschosse nach DIN-Norm, Brandschutz und ökonomischem Kalkül, hier ist es Licht, Form, Chiffre und Raum: Baukultur. Wo immer möglich, schaufeln die Architekten das Tageslicht bis auf den Grund der Gleisbetten. Wo immer sinnvoll, schaffen sie Aus- und Einblicke, Sichtachsen und Querbezüge. Die unterirdische Gefangenschaft veredeln sie in Raumqualität. Vor allem: Werbeplakate oder Kommerzläden gibt es nicht in der Wehrhahn-Linie. Die U-Bahn ist allein

den sechs Werken verschiedener Künstler verpflichtet. Ja, gut, auch kommt man prima von A nach B.

Städte wachsen überall auf der Welt. Verkehrlich auch in den Boden hinein. Düsseldorf bereichert diese Entwicklung mit einem einmaligen Raumexperiment: Kunst und Architektur als Taktgeber urbaner und suburbaner Mobilität.

Die U-Bahnfahrt wird so nicht zu einem nervigen Geruckel von Station zu Station, das man nur mit dem E-Mail-Checken auf dem Handy übersteht, sondern zu einer sinnlichen Raumreise. Beschleunigt von jener Kreativität, die aus toter U-Bahn-Zeit vitale Kunst zu formen weiß.

Heike Klussmann, die die Station Pempelforter Straße künstlerisch interpretiert und durch den gesamten Bahnhof weiße Bänder wie die Bewegungslinien einer neugierig den Raum erobernden Flipperkugel gelegt hat, macht aus einem einfachen Verkehrsraum ein komplexes Volumen: „Aufenthalt“. Oder Ralf Brög, der die Station an der Heinrich-Heine-Allee visuell, vor allem aber akustisch als Aufführungsort wechselnder Soundcollagen nutzt. Dem üblichen „Muzak“, also jenem Klangteppich, der aus den Fahrstuhlschächten und Kaufhäusern mittlerweile auch schon in die ersten U-Bahnhöfe suppt (sehr gerne Mozart), setzt er den Klang der Gegenwart entgegen. Das Publikum ist Teil davon. Auch das ist ein Experiment.

Ein von Brög beschallter Bereich im U-Bahnhof wird sich das am Computer modifizierte Vogelgezwitzscher zunutze machen. Dass man mal nach Düsseldorf kommen würde, um ausgerechnet in der U-Bahn der Rheinbahn AG, umgeben von Kunst und Architektur, zu chillen: Das ist echt abgefahren.

## Zur Feier der Schöpfung

Inspiziert vom Atomtest: Vor siebzig Jahren wurde der Bikini in Paris der Weltöffentlichkeit vorgestellt

Von GERHARD MATZIG

**B**auhistorisch betrachtet ist der Bikini die Vollendung der gotischen Kathedrale. Beide Architekturen verdanken sich moderner Tragwerkslehre: der Leichtbauweise. Bei der gotischen Kathedrale geht es darum, die Wandflächen und Gewölbmassen auf ein Minimum zu reduzieren, um möglichst viel Göttliches, zum Beispiel Sonne, hinein zu lassen. Dies zur Feier der Schöpfung. Beim Bikini geht es darum, die Stoffmassen zur Bedeckung der Gewölbe auf ein Minimum zu reduzieren, um möglichst viel Göttliches, zum Beispiel sonnenbraune Haut, hinaus zu lassen. Dies zur Feier wenn nicht der Schöpfung, so doch ihrer Geschöpfe, die nicht mehr in Paradies, bisweilen aber im Freibad leben.

Gerne in weiblicher Form, wobei von Borat in seinem neongrünen „Mankini“ zu schweigen ist. Da ist man ja ganz beim Vatikan und kann den Bikini für Männer, da er die darin wohnenden Geschöpfe nicht verherrlicht, sondern demütigt, nur als satanische Idee verwerfen. Der Bikini, so ist zu befürchten, ist grundsätzlich auch ohne Bikini-Mädchen-Plakatverbot-Diskussion etwas sexistisch: Männer müssen leider draußen bleiben.

Ein bedeutsamer Modeschöpfer des 20. Jahrhunderts, Óscar de la Renta, sagte übrigens einmal, dass die vollendete Kunst darin bestehe, die Kontur einer Frau auf geschickte Weise zu enthüllen, indem man sie raffiniert verhüllt. Nichts anderes, gelegentlich sogar ohne Raffinesse, tut der Bikini, der vor

siebzig Jahren der Weltöffentlichkeit im Pariser Art-déco-Bad Piscine Molitor vorgestellt wurde. Ironischerweise wurde er nicht von einem Architekten oder Modeschöpfer ersonnen, sondern von einem Automechaniker und Maschinenbauingenieur namens Louis Réard.

Der Bikini ist eine geniale Konstruktion. Er besteht, denn weniger ist mehr in der Moderne, im Prinzip nur aus vier Dreiecken und zwei Kordeln. Der Bikini als Miniaturbauwerk folgt somit einerseits der „Bekleidungslehre“ des Gottfried Semper. Dieser Theorie zufolge, sie ist maßgeblich für das Verständnis der gesamten Moderne, geht es beim Bauen vor allem um das Verhältnis von architektonischem Kern und Hülle, von Ornament und Struktur. Der Körper wäre insofern der Kern – aber der Bikini ist das Ornament. Beides zusammen ergibt: Überwältigungsarchitektur.

Am Bikini lässt sich zudem die Formel „Form follows function“ erklären. Einer ihrer Urheber, Louis Sullivan, schrieb: „Ob es der gravitatische Adler in seinem Flug sei oder die geöffnete Apfelblüte (...) der anmutige Schwan, die sich abzweigende Eiche (...) die Form folgt immer der Funktion. Das ist Gesetz. Wo die Funktion sich nicht ändert, ändert sich die Form nicht.“ Ob es also der gravitatische Stringtanga oder das geöffnete Triangel-Oberteil sei – jedenfalls bleibt die Funktion immer die gleiche: Man liegt da, die geeignete Form vorausgesetzt, und versucht als gotische Kathedrale im funktionalistischen Gesamtzusammenhang die Schöpfung zu preisen und ein Stück Baugeschichte zu sein. Und nebenher hübsch braun zu werden.

Manchmal gelingt das, dann ist man zum Beispiel Ursula Andress in „Dr. No“ und entsteigt dem Meer in jenem Bikini, der später



Der Erfinder des Bikinis, Louis Réard, hatte von Anfang an den Tabubruch im Sinn: So wurde der Bikini am 5. Juli 1946 in Paris präsentiert – von der Nackttänzerin Micheline Bernardini. Andere Models trauten sich nicht. FOTO: SIPA

für 60 000 Dollar ersteigert wurde; manchmal gelingt es nicht, dann ist man zum Beispiel die 17-jährige Ilonka, die an drei Wochenenden der 1960er-Jahre die Fußböden von Altersheimen putzen musste, weil sie auf dem Münchener Viktualienmarkt im Bikini aufgegriffen wurde. Die Geschichte des Bikinis, den es mittlerweile in allen Formen und Materialien gibt (selbst aus dem 3-D-Drucker), den es für Männer oder auch für den Islam in Form des Burkinis gibt, ist immer auch die Geschichte seines eigenen Skandals.

Sein Erfinder hatte von Anfang an den Tabubruch im Sinn. Daher auch der seltsame Name, der einer Marketing-Idee geschuldet

ist. Als Réard am 5. Juli 1946 seine Erfindung durch die Nackttänzerin Micheline Bernardini vorführen ließ, sollte der Skandal nach Möglichkeit „einschlagen wie eine Atombombe“. Über die wurde damals sehr viel und sehr naiv gesprochen, denn wenige Tage vor der Bikini-Präsentation hatten im Bikini-Atoll der Marshallinseln Atomwaffentests stattgefunden. Da hat man ja nun mit der Geografie auch wieder großes Glück gehabt. Es gibt nämlich viele Atomwaffentestgebiete. Etwa in Kasachstan. Möchte man im Freibad aber raunen: „Boah, guck ma’, dort drüben, die da im roten Semipalatinsk?“ Alles in allem: Der Bikini ist perfekt.



Die „Messestadt“ in München: besser als ihr Ruf – zugleich berechtigter Anlass zur Architektenschelte. FOTO: MICHAEL STEINER

Von GERHARD MATZIG

**F**laubert oder McDonald's? Man weiß gar nicht so recht, ob man Manuel Pretzl eher mit dem französischen Romanier Gustave Flaubert – oder doch mit dem McDonald's-Kinospot zum Thema „Wohnen“ gerecht wird. Zur Sicherheit kann man dem Mitglied des Münchner Stadtrats und CSU-Fraktionschef, der eine weit über München hinausweisende Architektur-Debatte losgetreten hat (SZ vom 10. Februar), ja mal beide Zitate anbieten.

Flaubert meinte im 19. Jahrhundert: „Architekten, alles Schwachköpfe! Vergessen immer die Treppen im Haus!“ Und im Werbespot des US-amerikanischen Brat-Imperiums bügelt ein smarter Planer im – was

sonst? – schwarzen Rolli seine sich über mangelnde Gemütlichkeit beschwerende Bauherrnschaft im neu errichteten, gleißend weiß als Insektizidsiederei vollgekachelten Heim so ab: „Wenn Sie was Warmes wollen, dann gehen Sie doch zu McDonald's.“ Beide Quellen, Fast Food wie Literatur, schei-

nen dem Politiker Pretzl zunächst recht zu geben. Architektenschaft und Gesellschaft, Politik und Planung wären demnach reif für eine ernsthafte Paartherapie. Möglicherweise hat man sich ja etwas auseinandergeliebt in einer langen Ehe, die von einer langwierigen Depression kaum zu unterscheiden ist.

## „Alles Schwachköpfe!“

Eine Münchner Debatte und die Frage: Welche Rolle spielen Architekten im landesweiten Wohnungs- und Städtebau-Fiasko?

Mit Blick auf die jüngere Baugeschichte an der Isar stellt Pretzl, ein Münchner, diese Diagnose: Die Architektur in München, namentlich auch die in den neueren Wohnvierteln, sei „belanglos und uniform“. Er sagt: „Das hat keine Lebensqualität.“ Verantwortlich dafür sei „eine Clique aus zwei Handvoll Architekten, die entweder ihre Entwürfe einreichen oder in der Jury sitzen.“ So fordert der Politiker in Robin-Hood-Pose: „Wir müssen die Stadt von den Architekten zurückholen.“

Woraufhin sich in den letzten Tagen die gesamte Architektenschaft von Sherwood Forest/München wie ein Mann (erfolgreiche Frauen gibt es am Bau leider selten) erhoben hat, um die Ehre des in McDonald's-Manier abgebürsteten Berufsstandes zu verteidigen. Nein, heißt es jetzt unisono, so gehe das nicht, die Vorwürfe seien erstens „von verschwörungstheoretischer Natur“ und zweitens „reinsten Populismus“.

Ach, es ist herrlich. Einerseits. Und andererseits müsste man der Debatte Comedy-Qualität bescheinigen, würde der Münchner Komödie nicht auch die Tragik der Realität in ganz Deutschland innewohnen. Denn tatsächlich ist dort, wo so oft „Populismus“ draufsteht, meist auch erstaunlich viel Volk drinnen.

Mit anderen Worten: In aller Drastik beschreibt Pretzl, eine architekturkritische Begabung ersten Ranges, ziemlich genau das, was viele Menschen auch so empfinden. Überall. Denn die tristen Ränder der Stadt München sind von den tristen Rändern der Stadt Gütersloh, die selbstverständlich eine Perle ist zwischen Teutoburger Wald und Westfälischer Bucht, nicht zu unterscheiden. Das neue Bauen gilt, singuläre Spektakel-Architektur abseits der Wohnregale

ausgenommen, einem immer größeren, zu Recht immer kritischeren Publikum eher als Heimsuchung – denn als das, was die Architektur Ernst Bloch zufolge sein müsste: „ein Produktionsversuch menschlicher Heimat“.

So weit – so Pretzl, wobei man dem Politiker auch danken kann für offene, diplomatiefreie Worte und den Mut, sich weit hinauszulehnen. Das ist ernst zu nehmen, anregend – und sollte daher die Architektenschaft nicht gleich zu empörungsritualisierten Beißreflexen animieren.

Dennoch lehnt sich die lustvoll harsche Kritik an einer Profession, die als eine Art Darth-Vader-Kaderschmiede und Dunkelwelt parodiert wird, allzu weit aus dem Fenster; entsprechend tief fällt sie – nämlich auf ein tendenziell dämliches Klischee herein. Hätten Architekten wirklich (und nicht: als „Clique“, die es nicht gibt) die Macht, unsere Städte und Wohnquartiere in nennenswerter Weise zu entwerfen und zu gestalten, so sähe die Welt eher nicht so „belanglos und uniform“ aus, wie sie nun mal aussieht.

Wobei darin schon der erste Denkfehler einer ansonsten angenehm temperamentvollen Kritik aufscheint: Belanglose Städte sind oft deshalb schön (harmonisch, alltagstauglich, menschenfreundlich), weil ihnen Ambition und Belang, um jeden Preis nicht belanglos oder wenig ambitioniert erscheinen zu wollen, fast vollständig fehlen. Spektakel dagegen, modisch angelegte zumal, können ganz schön hässlich und grundsätzlich leider auch sehr penetrant sein. Den Münchner Architekten und allen anderen Planern müsste man also eher mal zurufen: Beruhigt euch doch bitte, schaut euch das Gelungene von der Baugeschichte ab – und erfindet nicht jeden Montag die Architektur

neu. Gut gemachte Städte bestehen aus einem großen, im Wortsinn gut aufgestellten Chor alltäglicher Belanglosigkeit (besser: Normalität, Tradition) und den Soli der dann auch gern innovativen Sehenswürdigkeiten. Städtebau ist eine Frage der Balance und der Schichtung von Historie und Zeitgenossenschaft. Wenn es den Architekten der Gegenwart an Mut fehlt, so ist es wohl eher der Mut zur Demut. Man wünschte sich ja gern eine Macht der Gestaltung, doch am Bau herrscht stattdessen die Ohnmacht der Gestalter.

Zudem ist es so, dass gerade auf dem Terrain des Wohnungsbaus Architekten nicht das Problem, sondern die Lösung darstellen. Denn dieser Wohnungsbau folgt zu meist vielen Stimmen, selten aber auch einer architektonischen, stadträumlichen Idee. Zu den Stellgrößen, die aus unseren Städten das machen, was man als gebauten Würfelhusten wahrnimmt, gehören zunächst einmal die Bauherren, die eher den Gesetzen des Marktes als jenen der Proportionen folgen. Die Städte der Vergangenheit sind deshalb oft schöner als die Wohnsteppen der Gegenwart, weil die wichtigsten „Player“ keine ahnungslosen, baukulturell ungebildeten Bauherren waren, sondern garantiert antidemokratische Könige und Kirchenfürsten. Von Ludwig I. ist bekannt, dass er bei Leo von Klenze Stilkunde büffeln musste (Klenze attestierte seinem König eine mäßige Begabung). In solch eine Architekturschule wünschte man sich auch manche Manager, die heute so gern als Bauherren auftreten. Um die Baukultur, die sich immer nur dann einstellt, wenn Auftraggeber und Auftragnehmer, Bauherren und Architekten auf Augenhöhe agieren, stünde es besser.

Gerade im Wohnungsbau zeigt sich,

dass die Architekten in den Diskussionen um Grundrisse und Fassaden, um Materialien und Konstruktionen, um Städtebau und Freiflächen selten das letzte Wort haben. Den eigentlichen Entscheidern, darunter gerne Betriebswirte und Juristen sowie Immobilienkaufleute, dienen Architekten am Ende zumeist nur als Verhübscher und Fassadisten – die daran natürlich auch oft genug scheitern.

Überhaupt gibt es logischerweise und nach Art der Normalverteilung auch unter Architekten (wie unter Journalisten, Politikern oder Bäckern) Genies, selten, Durchschnittler, häufiger – und leider auch Vollhonks. Tatsächlich gibt es auch einfach schlechte Architekten, die schlechte Architekturen produzieren, was im Gegensatz zu schlechten Semmeln leider von etwas nachhaltigerem Schaden für die Öffentlichkeit ist. Aber all die schnell und möglichst billig hochgezogenen Wohn-Ungereimtheiten, die die Städte wie Furunkel entstehen, verdanken sich keinem Mangel an architektonischer Finesse oder Divergenz, sondern sind einem Mangel an architektonischer Planung und stadträumlicher Gestaltungshöhe geschuldet. Es ist also nicht so, dass man sich die Städte von den Architekten zurückholen müsste: Man muss die Architekten umgekehrt endlich in die Städte und die Alltäglichkeit hineinholen.

Zurück zum eingangs erwähnten „Architekten, alles Schwachköpfe“. Flaubert drückte nicht seinen Unmut über tölpelhafte Treppenvergesslichkeit aus, sondern ironisierte ein auch damals schon gängiges Ressentiment gegen das Bauen. Schwachsinnig fand er nicht die Architekten, sondern die Klischees über die Baukunst seiner Zeit.

## Das Wunder

Zehn Monate vor der Eröffnung hat die Elbphilharmonie bereits eine tolle Karriere hinter sich: Sie war ein Traum, ein Fiasko, ein Witz – nun ist sie die schöne Geliebte

Von GERHARD MATZIG

**F**lach liegt die Barkasse im Wasser. Leicht schwankend, bisschen unsicher. Wie ein vollgelaufener Matrose, der auf der nahen Reeperbahn, wo die vollgelaufenen Matrosen seit mindestens einhundert Jahren ausgestorben sind, die La Paloma Bar sucht, aber nur den neuesten Fischfoodschnellimbiss hinter der Herbertstraße findet. Die Herbertstraße war übrigens in ihrer bizarren Blöße auch schon mal deutlich anziehender – als so ausgezogen, umgezogen und bald auch hinwegentzogen wie jetzt. Auf der einstündigen Hamburg-Rundfahrt „Speicherstadt & Hafen“, sie ereignete sich tatsächlich schon vor ein paar Jahren, wird jedenfalls die Kehrwiederspitze erreicht. Da sagt der Barkassenskipper: „Tja, Leute, eigentlich sollte man die Kehrwiederspitze ja allmählich umbenennen: in Kehrnieuerspitze.“

Höhöhö.

Die erfahrenen Hafen-Touristen lachen. Man selbst ist halblustig drauf. So fragt man: „Wieso das denn?“ Woraufhin der Skipper

im plattesten Platt und somit schon mal sehr sympathisch antwortet: „dorwegen“.

Mit dem Daumen deutet er über die Schulter, über die Reling, über die Barkasse, über den alten ziegelummauerten Kaider Speicherstadt...dann höher... höher... auf etwas, was aussieht wie ein leuchtendes Gebirgsmassiv mitten auf dem Wasser. Wie ein schwebender, titanischer Kristall. Ein Wunder. Als käme gerade der Fliegende Holländer vorbei. Der Skipper zeigt aber nicht auf das Wunder, sondern auf das Unerhörte. Auf das Dings. Den Skandal. Die Pleite. Das Fiasko. Die Katastrophe. Die Frechheit. Den Wahnsinn. Auf die dümmste Baustelle der Welt.

Er zeigt auf das Hööhö-Haus, auf die Hamburger Elbphilharmonie.

Das neue Konzerthaus inmitten Europas größtem Bauprojekt, der Hafencity: eine Lachnummer, ein Trauerspiel. Was eine Krone werden sollte, ist ein Elend. Ein Grund, Hamburg für Schilda zu halten. Viele Jahre später fertig als erhofft. Hunderte Millionen Euro teurer als gedacht. Ein Bau, der vor Gericht landet. Wie blöd muss man eigentlich

sein? Der Skipper ist jetzt mal so richtig in Fahrt – dorwegen.

In einigen Monaten, am 11. Januar 2017, soll das so spektakuläre wie umstrittene, das so ersehnte wie befürchtete Konzerthaus endlich eröffnet werden. Nun aber wirklich. Es ist, als würde mit diesem Haus ein Satz wahr werden, der vom Wiener Architekten Wolf Prix und seinem Coop-Himmelb(l)au-Team stammt, wobei Prix mit der Elbphilharmonie gar nichts zu tun hat. Er mag sie aber. Was kein Wunder ist. Häuser, die sich als Anarchie, Wahnwitz und Chaos in der Gesellschaft erweisen, findet er eigentlich grundsätzlich schwer in Ordnung. Die Himmelblauen dichteten einmal: „Wir wollen Architektur, die leuchtet, die sticht, die fetzt (...) Architektur muss schluchtig sein. Lebend oder tot.“

Die höchstdekorierten Architekten der Skandalphilharmonie, Jacques Herzog und Pierre de Meuron aus Basel, sowie die Projektleiter des Baukonzerns Hochtief wollte man zur Zeit der Hafenumrundfahrt gelegentlich lieber tot als lebendig sehen in Hamburg. Und die eigenen Baubehörden hätte man am liebsten auch gleich hinterher und zu den Fischen geschickt. Hamburg war echt sauer. Und im Rest Deutschlands sagte man sich: Höhöhö.

Wie titelte der Stern als Fachmagazin für extraterrestrische Absonderlichkeiten doch so schön im Jahr 2003, als man sich am Plan für ein „neues Konzerthaus der Superlative“ noch berauschen konnte: „Ufo an der Elbe“. Erst sollte das Ufo 241,3 Millionen kosten – jetzt werden 860 Millionen Euro daraus. Erst dachte man: „Wenn alles gut geht, wird das Wunderwerk im Jahr 2008 eröffnet.“ Jetzt ist es das Jahr 2017.

Es ist also nicht alles gut gegangen. Und trotzdem, wie soll man sagen, man hat ja schon das eine oder andere Haus gesehen, aber ein solches noch nie. Man möchte nicht Konzerthaus zum Konzerthaus sagen. Sondern, wäre es nicht so abgegriffen, Kathedrale. Oder, wäre das nicht noch viel abgegriffener, Wunder, Ufo, irgendwas Unglaubliches jedenfalls. Vielleicht sogar: Backsteinmauerreste im brackigen Wasser mit oben was aus Glas, Konzertsaal und Hotel drauf. Kurz: Die Elbphilharmonie ist fantastisch. Vielleicht nicht nur trotz, sondern auch aufgrund ihrer Geschichte.

Häuser sind immer dann am schönsten, wenn sie so aussehen, als hätten sie schon einiges hinter sich und noch ein paar Rätsel in sich. Darin sind Häuser den Menschen seltsam ähnlich.

Umso schöner ist nun, dass der Hafenumrundfahrtveranstalter von damals auch ausweislich der aktuellen Homepage die Kehrwiederspitze doch noch so offensichtlich ins Herz geschlossen hat: „Weitere Sehenswürdigkeiten sind die malerischen Flote und die faszinierende Hafencity mit ihrem neuen Konzerthaus, der noch unvollendeten, berühmt berüchtigten – und dennoch bereits prächtigen – Elbphilharmonie.“

Erst berühmt. Dann berüchtigt. Dann prächtig. So ist das.

Würde man dem Skipper von damals erneut begegnen, so fragte man ihn, warum Hamburg eigentlich so toll ist. So schön. So einzigartig. Vielleicht würde sein Daumen einmal mehr über die Schulter auf die Elbphilharmonie deuten – und womöglich raunte er einen abermals platterdings so an: dorwegen.

Der Hamburger Oberbaudirektor Jörn Walter sagt jetzt: „Der Bau wird wirklich

großartig im besten Sinne des Wortes. Es gibt viele Ereignisarchitekturen, aber auch immer noch wirkliche Architekturereignisse – die Elbphilharmonie ist ein solches.“

Die Geschichte, die von Hamburg und der Elbphilharmonie erzählt, ist im Grunde eine typische Liebesgeschichte. In guten Liebesgeschichten gibt es: Verliebtheit, Verlobtheit, Verheiratetheit...und dann, wie es sich gehört, Hass, Raserei, Verrat. Man sieht sich vor Gericht. Szenen einer Ehe. In diesem Fall: mit Happy End. Hamburg liebt nämlich seine Elbphilharmonie. Endlich. Aus dem Lustobjekt wurde ein Hassobjekt – und aus dem Hass wurde die große Liebe. Ach, schön. Das sollte auch mal unter Menschen so sein. In der Baugeschichte ist es nicht ganz so selten. Es geht stets um Misstrauen und jene Zeit, die es manchmal braucht, um etwas böses Neues (fremd, feindlich, furchtbar) als das gute Alte zu verinnahmen (vertraut, tradiert, herrlich). So erging es dem Eiffelturm in Paris. Auch der wurde erst gehasst und danach geliebt.

Er hatte es nicht schwer, weil er so teuer wurde, sondern weil er so unfassbar hässlich werden sollte. Tatsache. Als im späten 19. Jahrhundert der 324 Meter hohe Eisenfachwerkturm errichtet wurde, veröffentlichte Le Temps einen Aufschrei der Empörung: „Wir protestieren mit aller Kraft gegen die Errichtung des unnötigen und ungeheuerlichen Eiffelturms. Wird die Stadt Paris sich den überspannten, geschäftstüchtigen Fantastereien einer Maschinenkonstruktion anschließen, um sich für immer zu schänden?“ Man beachte das Vokabular: unnötig, ungeheuerlich, überspannt...kennt man alles von der Elbphilharmonie. Übrigens wollten ein paar Aktionisten vor einiger Zeit den Eif-





Objekt der Begierde: Die Elbphilharmonie steht schon längst auf dem Besuchsprogramm der Touristen, auch wenn sie erst im Januar 2017 eröffnet wird. FOTO:HENNING BODE

felturm für ein paar Monate begrünen. Das Ganze sollte eine Kunstaktion sein – und auf das ökologische Zeitalter hinweisen. Es gab einen Aufschrei in Paris. Was warf man der Aktion vor? Sie sei in etwa dies: unnötig, ungeheuerlich und überspannt. Dringend warnte man vor der Schändung des Wahrzeichens von Paris.

Oder die Oper von Sydney. Deren genialer Architekt, Jørn Utzon, hatte Australien und auch seine eigene Baustelle schon längst im Zorn verlassen, als die nie zuvor gesehene Schalenkonstruktion, die der Oper ihr charakteristisches Äußeres verleiht, 1973 feierlich mit Beethovens Neunter eröffnet wurde. Im vierten Satz heißt es in der „Ode

an die Freude“: „Wir betreten feuertrunken, /Himmlische, dein Heiligtum!“ In Sydney war das Heiligtum zu diesem Zeitpunkt eher umstritten. Aufgrund der innovativen Konstruktionsweise und vor allem auch deshalb, weil schon gebaut wurde, während die Statiker noch rechneten, wurde die Oper nicht ganz kostengerecht fertig. Statt der ursprünglich geplanten dreieinhalb Millionen Pfund kostete das Projekt schließlich 50 Millionen Pfund. Statt wie geplant 1965 wurde das Haus acht Jahre später eröffnet. Auch das war eine Baustelle, wie sie unbeliebter nicht sein konnte. Seit 2007 steht die Oper von Sydney auf der Welterbeliste der Unesco.

Übrigens war auch die wundersame

Zeltdachlandschaft des Münchner Olympiastadions – es sollte schließlich 1800 Prozent teurer werden als geplant – nicht gerade beliebt während der Bauzeit. „Monströs“ und genau: „unnötig“ wurde das Vorhaben im Spiegel genannt. Als das Monster viele Jahre später dem Fußball zuliebe zum modernen „Hexenkessel“ umgebaut werden sollte, wurden die Umbaupläne als was bezeichnet? Als „monströs“ und „unnötig“. So ist die Liebe. Emotional halt.

Falsch wäre es, wollte man nun mehr Häuser fordern, die so sein müssen: Erstens müssen sie teurer werden als geplant, und zweitens später fertig. Große Architektur hat man dann auch nicht zwingend vor sich. Richtig wäre es aber, wenn man sich abseits der kostensicher und termingerecht zu sein habenden, bitte auch stadtraumverträglichen Alltagsarchitektur bei wenigen herausragenden Architektur-Mutproben darüber im Klaren wäre, dass das Bauen auf Neuland mit Risiken behaftet ist. In diesem Fall wäre es schön, wenn die Beteiligten das vorher schon mal ganz ehrlich ansprechen würden. Bei den meisten später „überzogenen“ Projekten sind die anfangs genannten Kosten und Termine so realistisch wie die Dieselwerte von VW. Wenn es eine Gesellschaft schafft, sich über Risiken zu verständigen, schultert man sie vielleicht gemeinsam. Manchmal geht auch schief, was schiefgehen kann – ohne dass das schon ein Turm in Pisa (und was für ein Wahrzeichen!) sein müsste.

Die Elbphilharmonie wird bald viel zu spät fertig? Okay, 632 Jahre waren es in Köln beim Dom, wo man die Baupläne mal für ein paar Jahrhunderte verlegt hatte. Ist dann aber doch noch was Ordentliches daraus geworden. Hamburg, sei glücklich.



# Matzigs Leben im Heute

Dietmar Steiner

# Matzigs Leben im Heute

Ich habe Gerhard Matzig erst letztes Jahr, beim Architekturquartett der Bundesarchitektenkammer, persönlich kennengelernt. Wir haben drei neue Wohnbauten in Berlin besichtigt und dann ziemlich spontan darüber diskutiert. Alle drei Projekte hat Matzig dabei so inhaltlich präzise und sprachlich perfekt analysiert, dass ich nur in staunende Demut verfallen konnte. Aber unvergessen bleibt mir, wie er bei der Vernichtung des Luxuswohnbaus „Sapphire“ von Daniel Libeskind auf der Bühne zur Höchstform auflief. Messerscharf seine Analyse und Diagnose dieser sinnlos eitlen Selbstdarstellung mit ihrer peinlich banalen, ja eigentlich angesichts der erheblichen Kosten desaströsen räumlichen Lösungen der Wohnungen. Es stimmte geradezu traurig, wie viel Kraft und Aufwand, wie viel Engagement, Ressourcen, Zeit und Geld aufgewendet wurden, um ein derart erbärmliches architektonisches Ergebnis zu bekommen. Ja, da waren wir uns einig. Signature-Sculpture-Star-Architekten – wie eben Libeskind, Hadid, Gehry, Himmelb(l)au, und vergleichbare Künstler – können vielleicht vieles, aber Wohnbau können sie nun einmal definitiv nicht. Eine immer wiederkehrende Bestätigung des schon vor einiger Zeit von Rem Koolhaas geäußerten Aufrufs an seine Kolleginnen und Kollegen: Wir müssen wieder daran denken, dass unsere Bauten auch von Menschen benutzt werden.

Diese, jetzt anekdotisch angeführte Begegnung mit Gerhard Matzig war für mich eine willkommene Bestätigung meiner Wertschätzung seiner journalistischen Arbeit in der *Süddeutschen*, die ich seit Jahren verfolge. Ja, es gibt Menschen in Österreich, die die *Süddeutsche* lesen. Warum? Ich spreche für mich: Angesichts der österreichischen Medienlandschaft sind für mich die Informationen der *Süddeutschen* Zeitung über die Zustände in meinem Land ausreichend und vertrauenswürdig genug. Österreich ist ja in etwa so groß wie Bayern, aber ein vergleichbares Medium haben wir nicht. Und auch einen wie Gerhard Matzig haben wir in Österreich nicht. Nachdem ich selbst seit Jahrzehnten immer wieder gefragt werde, über Architektur zu schreiben, beobachte ich natürlich die Kolleginnen und Kollegen sehr genau. Besonders jene in den Tageszeitungen und allgemeinen Magazinen, also in der sogenannten Journaille, wo sich die Kompetenz nicht immer findet, wo sich die meisten Fehlermeldungen tummeln, die ungenaue Recherche, die flapsigen Kommentare. Da hat mich die Kompetenz von Gerhard Matzig überzeugt. Ich habe in all den Jahren, in denen ich seine Beiträge lese, keinen jener Fehler gefunden, die ich bei vielen Kolleginnen und Kollegen täglich finden darf.

Als ich die vorzüglich und umfassend aufbereiteten Unterlagen aller Nominierten – Dank an Benedikt Hotze – zur Jurysitzung für den diesjährigen BDA-Preis für Architekturkritik erhielt und durchgelesen hatte, stand Gerhard Matzig für mich ganz oben in der Liste der möglichen Preisträger. Nach intensiver und produktiver Diskussion in der Jury kamen wir einstimmig-übereinstimmend zum Ergebnis, dass dieses Jahr Gerhard Matzig den Preis für die Architekturkritik erhalten muss. Warum? Oder besser zuerst, wer?

Gerhard Matzig ist 1963 in Deggendorf geboren, und hat die wundersame Mischung aus Rechtswissenschaft, Politische Wissenschaften und Architektur studiert. Seinen Abschluss machte er als Diplomingenieur. Man könnte also sagen, dass er mit dieser Mischung in die gesellschaftlichen Umstände des Bauens eingedrungen und in der Lage ist, die positiven ebenso wie die prekären Umstände der Architekturproduktion zu erkennen. Er weiß, wie die Architektur denkt und funktioniert, und er weiß um ihre Wirkungen für den Alltag, den er journalistisch auch auf andere Felder der Gesellschaft ausdehnt. Deshalb verzeihe ich ihm aber jetzt nicht, dass er polemisch des „Tatorts“ überdrüssig geworden ist. Da bekundete er kürzlich seinen Abschied, auch weil ihn die Vielzahl und der Verschleiß an Kommissaren nervt: Richtig. Kann es sein, dass man der letzte Mensch auf Erden ist, dem noch keine Rolle als Tatort-Kommissar angeboten wurde? Man würde dann

gern in Deggendorf, der Perle Niederbayerns, ermitteln. Längst überfällig als Tatort-Ort. Man brächte eine total abgründige Ermittler-Vita ins zuständige Kommissariat mit. Scheppernd scheiternde Experimente lieben die Tatort-Macher (*Süddeutsche*, 2. Februar 2018).

Ach, das also ist es. Sein Geburtsort Deggendorf fehlt im „Tatort“. Ich könnte mir Gerhard Matzig gut vorstellen, als Tatort-Kommissar, der die Malversationen der Baubehörden und Makler aufdeckt, die ein armes Opfer beim beschwerlichen Bau eines Hauses in jenen Wahnsinn treiben, der nur durch einen Mord lösbar ist. Und es bleibt dabei offen, wen er als Opfer auserwählen würde: den Makler, den Behördenleiter, den Bürgermeister, den Baumeister, den Nachbarn, und möglicherweise auch den Architekten.

Es geht ihm um die Menschen. „Häuser“, schreibt er, „sind für mich der beste Anlass, um über Menschen zu schreiben; Stahl, Beton und Glas sind Materialien, um über Gedanken zu schreiben. So gesehen ist mein Schreiben über Architektur immer auch eine Form der Sabotage an der Architektur. Andererseits schreibe ich gerne über architekturfreie Dinge, um darin die Architektur zu entdecken.“



Gerhard Matzig,  
Abb.: *Süddeutsche Zeitung*

Das existenzielle Problem, ein Haus für Menschen, für eine Familie zu bauen, hat er in seinem Roman „Meine Frau will einen Garten – Vom Abenteuer, ein Haus zu bauen“ in aller menschlichen Tiefe ausgelotet. Ich liebe dabei den literarischen Trick, mit dem er sich selbst in diesem Roman als architektonisch Ahnungslos präsentiert. Zum Beispiel dann, wenn er „von einem gewissen Buckminster Fuller erzählt, einem Amerikaner, der auf heitere Art zum Teil irre und zum Teil genial gewesen sein muss“. Man bittet und bettelt doch bis zur letzten Seite, ob die Übung gelingen würde, die ihn alle Problemfelder der Entscheidung und Entwicklung des Bauens eines Hauses durchqueren lässt.



*Haus irgendwo in Deutschland, Foto: David Kasperek*

Es ist das prototypische germanische Häuslebauer-schicksal, dem ja Tacitus in seiner „Germania“ unterstellte, „dass die germanischen Völker keine Städte bewohnen, ja dass sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze lieben.“ Und weiter: „Hier und da zerstreut, hausen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt hat. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, so dass die Gebäude aneinander stoßen und zusammenhängen. Jeder umgibt sein Haus mit einem leeren Raum, sei es zur Sicherung gegen Feuersgefahr, sei es, weil sie des Bauens wenig kundig sind.“

Das trifft zwar auf das Romanhaus von Matzig gerade nicht zu, ist sein eingequetschtes Haus doch nicht breiter als ein Porsche Cayenne lang ist, erklärt aber doch generell das germanische Häuslebauer-dilemma, obwohl es der gute Tacitus nie selbst in Augenschein nehmen konnte. Heute aber wäre er durch unseren Siedlungsbrei bestätigt.

Ich komme vom Wer zum Warum und zitiere eben nicht die Jurybegründung, sondern die mediale Nennung im *Baunetz*: Gerhard Matzig überzeuge durch seine große Fachkenntnis in Architekturthemen und deren inhaltliche Verknüpfung mit weit darüber hinausgehenden gesellschaftlich-politischen Fragen. Ob es sich um die Auswirkung von Normung und Vergaberecht auf die Architekturqualität oder um das Verschwinden der Frauen aus der Leitungsebene großer Architekturbüros handele: Matzig beherrsche die Kunst, auch scheinbar komplizierte Themen des Baugeschehens mit einer eigenen Sprache auf hohem sachlichen Niveau, gleichzeitig unterhaltsam und vergnüglich weit über enge Fachkreise hinaus zu vermitteln. Die Jury würdigte ebenso seine rhetorische Brillanz, seine analytische Schärfe und die Qualität seiner „gebauten“ Sprache. Gerhard Matzig rage unter den Zeitungsjournalisten mit einem klaren Willen zur Gestaltung seines Mediums in besonderer Weise heraus.

Soweit zum BDA-Preis für Architekturkritik 2018. Dennoch möchte ich ihn jetzt nicht als „Architekturkritiker“ bezeichnen, ich werde das auch in Folge begründen, sondern als „Architekturjournalisten“. Denn Matzig widmet sich sowohl dem Diskurs der Architektur als auch den Phänomenen des Alltags und dem Schicksal von Menschen, wie nicht nur an seiner „Tatort“-Polemik erkennbar war. Auch in seiner Würdigung des 70. Geburtstags des Bikinis erkennt er die Beziehungen: „Bauhistorisch betrachtet ist der Bikini die Vollendung der gotischen Kathedrale. Beide Architekturen verdanken sich moderner Tragwerkslehre: der Leichtbauweise“.

Aber der Preis des BDA wird ja dennoch für Architekturkritik verliehen. Also was leistet Architekturkritik? Architekturkritik findet in Medien statt und ist deshalb von deren Strukturen und Möglichkeiten abhängig. Deshalb äußert sich Architekturkritik in jedem Medium anders, hat andere Argumente und eine andere Sprache.

Gehen wir der Reihe nach vor: Es gibt die historisch gewachsenen Reflexions- und Propaganda-Medien der Architekturtheorie. Dies beginnt bei Vitruv und endet heute bei ARCH+ und vielen anderen internationalen Theorie-Medien. Jene Nischenprodukte, die sich dem intellektuellen und inhaltlichen Diskurs der Architektur widmen. (*assemblage, oppositions, Harvard Design Review*, mehrheitlich nicht dem Markt ausgesetzt). Sie erreichen und erreich-

ten immer nur eine kleine Gruppe von Architekten und Akademikern, die sich diesem Diskurs aussetzen wollten. Sind sie deshalb vom Alltag abgehoben? Manchmal schon, aber im allgemeinen gibt es einen Sickerungsprozess, der am Ende auch den Alltag des Bauens erreicht.

Nach diesem propagandistisch-intellektuellen Medium gibt es immer noch die Ebene der Architekturmagazine. Ich sage hier *noch*, weil sie heute zunehmend in ökonomische Bedrängnis kommen. Sie wenden sich an das praktizierende Segment der Architekturschaffenden, sind am Puls der Zeit, begleiten die Entwicklung der Architektur mit der Präsentation neuer wichtiger Bauten und Projekte, und sind auch eine Plattform der werbenden Bauindustrie. Besonders in ihrer historischen Dimension sind sie eine wichtige archivalische Quelle der sich in der Zeit entwickelnden Baukultur. (Sie kennen sie alle: mehr als 100 auf der Welt, fast jedes Land hat ein oder mehrere entsprechende Architekturmagazine.) Ihr Dilemma heute ist, dass sie von den Architekten als Propaganda-Instrumente ihrer Projekte gesehen und verstanden werden, und andererseits eine redaktionelle Autonomie beanspruchen, die auch allgemeine Themen der Architektur setzen will. Gibt es dort Architekturkritik? Nur in der Form, dass einfach jene Projekte nicht publiziert werden, die nicht dem aktuellen Diskurs entsprechen. Es wird im Regelfall



Arch+ „The Property Issue. Von der Bodenfrage zu neuen Gemeingütern“, 2018, Foto: David Kasperek



Website *dezeen.com*

im Sinne der Redaktion nur Positives publiziert. Kritik findet nicht statt. Es gibt unzählige Beispiele, wo in den Fachmagazinen kritisierte Architekten daraufhin die Kommunikation über weitere Werke beleidigt ablehnten. Auf den deutschsprachigen Raum bezogen, darf ich hier eine erfreuliche Entwicklung konstatieren. Die meisten dieser Architekturmagazine sind in den letzten Jahren frischer und lebendiger geworden. Sie haben sich sehr offensiv auf die redaktionellen Erfordernisse unserer Zeit eingestellt. Dramatisch allerdings ist die redaktionelle Ausdünnung, die im letzten Jahrzehnt erfolgte. Inzwischen hat fast jedes größere Architekturbüro eine opulentere PR-Maschinerie als die Redaktionen der Architekturmagazine. Was geschieht, wenn diese medialen Statthalter des Metiers genauso wie alle anderen Printprodukte zunehmend aus der Wahrnehmung verschwinden, mag ich mir heute nicht vorstellen. Der Rückgang der Verkaufszahlen ist jedenfalls dramatisch und kann nur mit einer intensiveren Leser-Blatt-Bindung und Betreuung hintan gehalten werden.

Stark bedrängt sind diese klassischen Architekturmagazine zudem seit Mitte der 1980er Jahre von den Lifestyle-Medien, die auch den Internetmarkt erobert haben. Alle inhaltlichen Kriterien hinter sich lassend, geht es dabei nurmehr um den Markt des Neuen, des Spektakulären (*wallpaper* oder *dezeen* oder *architecture daily*). Es ist unglaublich, welcher

Schrott an Geplantem und Gebautem sich da täglich via Newsletter als Aufmerksamkeit heischender Mainstream verbreitet. Es ist an dieser Stelle wichtig, auf zwei entscheidende Veränderungen der Architekturpublizistik zu verweisen, die auch die Architekturkritik betrifft. Erst ab Mitte der 1980er Jahre war es technologisch kostengünstig möglich, dass die Farbfotografie auch in den kleinen Auflagen der Architekturmagazine Einzug fand. Damit begann eine neue Periode der Bedeutung von Autoren der Architekturfotografie, die ganz wesentlich auch die Aufmerksamkeit für neue Architektur steuerte. Als ich in den 1990er Jahren die Architekturredaktion von *domus* in Mailand leitete, waren die wichtigsten Informationsquellen die regelmäßigen Ankündigungen der Architekturfotografen, welche Bauten demnächst weltweit fertiggestellt und von ihnen fotografiert werden würden. Diese Situation wurde vor rund zehn Jahren aber wieder durch eine allgemeine, autorenlose Bilderflut abgelöst. Ermöglicht durch eine weitere technologische Veränderung der Architekturvermittlung: Mit wenigen Klicks ist heute jede Information über neue Entwicklungen der Architektur und des Baugeschehens im Internet abrufbar. Die überprüfbar Ebene der seriösen Information, die sich den Fakten und Hintergründen widmet, ist vom allgemeinen Erregungspotential und vom News-Wert überrollt und in einer Bildlawine erstickt. Dramatisch aufgelöst hat sich auch die Grenze zwischen Propaganda und Realität, seitdem Renderings nicht mehr unterscheidbar sind von real gebauten Projekten.



Damit geht das Abstraktionsvermögen von Bauherren und Öffentlichkeit verloren, die Botschaft der geplanten Architektur verliert ihr Potential und ihre Aura, und wir verlieren die Möglichkeit oder Hoffnung der Unterscheidbarkeit von guter und schlechter Architektur. Nachdem wir also nicht mehr wissen, was gute oder schlechte Architektur ist, oder genauer, nachdem es kein gesellschaftliches Grundverständnis für diese Unterscheidung gibt, sind wir darauf angewiesen, immer neue Vermutungen und Spekulationen zu betreiben, um letztlich alles in Frage zu stellen oder zu diskutieren, was irgendwie neu gebaut wird – in welcher Form auch immer. Da leisten alle Medien der Architektur ihren Beitrag, aber eben für ihre jeweiligen Zielgruppen.

Für die sogenannte Allgemeinheit greift hier nun die Architekturjournalistik ein und hat eine große Verantwortung für eine demokratische Öffentlichkeit. Jene, die in Tageszeitungen wie der *Süddeutschen* und dort von Gerhard Matzig stattfindet. Was geschieht da, wie macht man das, wie schreibt man, von welchem Grundverständnis darf man dabei ausgehen? Ja, da muss man schon einmal die Abkürzung CIAM ausschreiben, obwohl der benachbarte Opernkritiker im Feuilleton seine verschwurbelten Begrifflichkeiten niemals erklären muss.

Noch eine Anekdote zur Verständlichkeit dieser Aufgabe: Vor zwanzig Jahren etablierte eine Wiener Versicherung einen Ausstellungsraum für Architektur in ihrer Zentrale. In Kooperation mit dem Architekturzentrum Wien wurde dort die Ausstellung des Mies van der Rohe Preises gezeigt. Unsere Kontaktperson war ein sehr gebildeter und kultivierter Vorstandssekretär. Und bei einem der Vorbereitungsgespräche wagte er die schüchterne Frage: „Sagen Sie, Herr Steiner, glauben Sie, dass Mies van der Rohe zur Eröffnung kommen wird?“ Genau dort muss die Architekturjournalistik das Publikum abholen. Er hat den Namen Mies van der Rohe schon irgendwo gehört, wusste aber natürlich nicht, dass dieser bereits 1969 verstorben war.

Ein Architekturjournalist muss also Menschen dort treffen, wo schon eine gewisse Sensibilität für Fragen des Baugeschehens und der Architektur vorhanden, aber diese mit Vermutungen und Vorurteilen verstellt ist. Wir kennen alle die Vorurteile, die außerhalb des Baugeschehens und neuerdings auch von Behörden und den „schnellen Eliten“ – das sind die jungen BWLer und Juristen in Slim-Fit-Anzügen mit Gelhaar in der Business-Lounge, das Handy am Ohr und durch Excel-Tabellen blättern – in den Bauherrnschaften geäußert werden: Architekten verwirklichen sich nur selbst, halten keine Baukosten ein und sind verantwortlich für jede Menge von Bauschäden. Inzwischen werden Architekten von

Bauherren sogar verklagt und vor Gericht gezerrt, wenn sie nicht den optimalen Ertrag aus ihrer Immobilie „erplanen“ können. Oder: Jedes Bauvorhaben ist prinzipiell nur Spekulation, und überhaupt versagten die Politik und die Bürokratie bei allen großen Bauvorhaben. Das ist alles ein wenig wahr und richtig. Und dennoch gebietet es die Redlichkeit des Journalismus hier nachzuforschen, zu recherchieren, um möglichst nahe an die Realität und die Ursachen der Geschichte heranzukommen. Ich sage Geschichte, denn genau darum geht es, diese muss man schreiben, wenn man wie Gerhard Matzig in der *Süddeutschen* die allgemeinen Leser erreichen will.



OMA, Casa da Música, Porto 1999–2005, Foto: Edgar Jiménez (CC BY-SA 2.0)

Architektinnen und Architekten brauchen den Architekturjournalisten als Anwalt und Übersetzer. Meine Erfahrung ist, dass sich Architekten außerhalb ihres Metiers nur sehr schwer verständlich machen können. Sie sind Raumkünstler, Sprachkünstler sind sie nicht. Selten nur sind sie Doppelbegabungen wie Adolf Loos. Rem Koolhaas ist heute vielleicht einer. Aber nein, er ist und bleibt doch Journalist. Jedenfalls war er verduzt, als er mich durch die großartige Casa da Musica in Porto führte, die von seiner genialen Projektarchitektin Ellen van Loon realisiert wurde, und ich konstatierte: „Erstaunlich, Du wirst ja doch noch ein richtiger Architekt“. Da hat er sich fast ein bisschen geschämt.

Nochmals zu den Medien und den Raumkünstlern. Ist Ihnen als Schöpfer der Architektur eigentlich schon aufgefallen, wenn Sie vom Fernsehen zu einem Bau interviewt werden, dass Sie rund eine halbe Stunde Rede und Antwort stehen, aber dann nur ein Satz von Ihnen gesendet wird? Warum? Mehr geht nicht, sagen die Fernsehprofis, mehr Architektensätze hält das Publikum nicht aus. Schon beim zweiten Satz gehen die Zuschauer aufs Klo.

Ich nähere mich dem Ende und möchte mich an Gerhard Matzigs *Bauwelt-Fundamente*-Buch „Vorsicht Baustelle – Vom Zauber der Kulissen und von der Verantwortung der Architekten“ orientieren. Es ist auch schon vor sieben Jahren erschienen, aber noch immer gültig, und seine Gliederung belegt die Schwerpunkte seiner Interessen. Erstens: Architektur und die Zukunft der Zunft. Zweitens: Die Stadt, eine Geschichte von Siegern und Verlierern. Drittens: Mobilität, Auto, Motor und Gott. Viertens: Wohnen et cetera (ist übrigens ein Buchtitel von Friedrich Achleitner). Matzig fragt sich im Vorwort, in aller glaubwürdig argumentierten Bescheidenheit, wen denn das interessieren sollte, was er seit 1996 in der *Süddeutschen Zeitung* geschrieben hat. Natürlich hat er recht, wenn er schreibt: „Das Wesen des Zeitungsartikels ist es ja, dass er heute als hoch bedeutend und natürlich ‚weltverändernd‘ geschrieben wird – damit morgen der Fisch darin eingewickelt werden kann“.

Das ist das Schicksal der Architekturjournalistik: Sie ist nur im zeitlichen Kontext gültig. Und im medialen Umfeld der jeweiligen Zeitungsausgabe. Was wurde an diesem Tag sonst noch berichtet? Deshalb sind eigentlich alle Zeitungsartikel am besten im Archiv aufgehoben. Es gibt nichts aufregenderes, als in so einem gebundenen Folianten des Jahrgangs einer Tageszeitung zu blättern, und zu versinken im Weltpolitischen, in den lokalen Erregungen, um dazwischen die jeweils aktuellen kulturellen und auch architektonischen Fragen der Zeit zu entdecken. Dennoch war es richtig, dieses Buch, diese klug gewichtete Sammlung von Matzigs Artikel zu publizieren, obwohl es immer auch Fragen zur Zeit waren. Er schreibt: „Das Wer, das Wo, das Wann, das Wie: So beginnen die wichtigen Fragen im Journalismus. Mir ist am liebsten jedoch das Warum – die Frage, die man am seltensten beantworten kann.“ Genau diese Frage versucht Matzig in den vier Kapiteln zu beantworten.

Es beginnt damit, dass wir beständig die Rolle der Architekturschaffenden hinterfragen und bestimmen müssen. Welche Rolle sollen sie in der Gesellschaft finden? Wem nutzt und dient sie? Es geht

immer schon, seit der Aufklärung, um „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“. Und es geht um die Hinterfragung der geforderten und erlaubten Darstellung von Macht und Konsum. Nicht zu vergessen dabei die gesellschaftspolitische Dimension. Wie gehen wir miteinander um? Wo findet sich die Architektur im Netzwerk von Bauherren, Politik und Benutzern? Marginalisiert oder auf Augenhöhe? Stellen wir die Frage nach Würde und Respekt auch hier, wie auch in allen anderen gesellschaftlichen Begegnungen.

Das führt zur Stadt. Matzig nennt sie eine „Geschichte von Siegern und Verlierern“. Sie wird seit Jahren zu einer der wichtigsten Zukunftsfragen der Menschheit stilisiert. Ach ja, die Mehrheit der Menschheit wird immer mehr in Städten leben. Das Land entvölkert sich. Stimmt das? Die diesem Metekel zugrundeliegende UN-Habitat-Statistik beginnt bei Städten mit einer Einwohnerzahl von 5.000 Menschen. Es geht also nicht nur um die Megalopolis, es geht um alle urbanen und dörflichen Gemeinwesen dieser Welt. Hier wieder einen Ausgleich zu finden, die richtige Balance zwischen Öffentlichem und Privatem, zwischen Arbeit und Erholung, zum Wohle aller dafür die richtige Form und Fassung zu finden, das ist wahrlich eine Zukunftsfrage, die anhaltend gestellt werden muss.



Coop Himmelb(l)au,  
BMW Welt, München,  
2002–2007, Foto:  
La Citta Vita on Flickr  
(CC BY-SA 2.0)

Doch dann die Mobilität. Jenseits der auch hier weltweiten Problematik ist die Mobilität, nein die Automobilität, eine zutiefst deutsche Identität. Kein anderes Land der Welt hat dem Automobil derartige Kathedralen gebaut, widmet dem Auto – das ich als letzten privaten Rückzugsort bezeichne, ihn eigentlich als zum Wohnraum zugehörend bezeichnen möchte – einen derartigen Fetischcharakter. Ja, ich habe sie gesehen: die Golf-Abholer in der VW-Welt Wolfsburg, die weinend ihr neues Familienmitglied begrüßen, und die Gattin der betreuenden VW-Hostess gesteht, dass der Mann im Golf bei der Geburt des Kindes nicht so gerührt war wie jetzt; die Audi-Abholer in Ingolstadt, die mit schwitzenden Händen am entjungfernten Lenkrad die italienische Piazza von Lampugnani queren, um nach Verlassen des Werksgeländes erst einmal unbeobachtet anhalten und verschlafen zu dürfen. Ja, Matzig hat zurecht darauf hingewiesen, dass die Abfahrt aus der BMW-Welt in München vereinfacht werden musste, damit die Kathedrale des reinen Glaubens nicht durch ungestüme Aufregung beschädigt wird.

Wir kommen zum letzten Kapitel von Matzigs Welterklärung. Eine kleine Kritik: Er zitiert Adolf Loos' Polemik „vom armen reichen manne“, und erwähnt nicht, dass diese gegen Josef Hoffmanns Gestaltungsanspruch gerichtet war. Aber seine Erklärungen des Wohnens und Einrichtens sind von jener entspannten Radikalität, die ihm jeden Job in einem Life-Style-Medium verunmöglicht. Scheißt drauf, macht doch was ihr wollt, lasst euch nichts vorschreiben. (Da würde ich ihm gerne Josef Franks Werk ans Herz legen, dessen Diktum vom Ungeschmack der Zeit immer noch, bis heute, die revolutionärste Befreiung der Moderne darstellt.) Wunderbar sind Matzigs Beschreibungen der Realität des Wahnsinns des Alltags. Besonders liebe ich seinen „Nachruf auf das Auge“. Was haben wir bloß aus den Fenstern unserer Häuser gemacht? Die gewaltigen Holz-Alu-Dreischeiben-Monster können heute nur mehr mit dem Baukran versetzt werden. Sie sind so dicht, dass sie nun mit mechanischen Zwangslüftungen aufgerüstet werden müssen. Können wir bitte diesen Irrsinn beenden? Ich wohne in Wien in einem Haus von der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Kastenfenster sind ebenso alt, einige irgendwann erneuert. Wissen Sie, wo sich unsere Katzen am liebsten aufhalten? Nicht am Kratzbaum, nicht

im Bett, nicht in ihren Katzensofas, sondern in den Zwischenräumen der Kastenfenster. Nur wenn wir die alten, energieschützenden hölzernen Innenläden schließen, ziehen sie sich in die Zimmer zurück. Was will ich damit sagen? Nachhaltigkeit und Wohlbefinden beruhen auf dauerhaften Erfahrungen der Baukultur. Sie kann einfach nicht durch Haustechnik und maschinelle Aufrüstung ersetzt werden.

Verzeihen Sie meine Empörung und Wut gegen die Segnungen des Fortschritts und all die kommenden smarten Technologien, die uns den Zugang und das Leben in unseren Häusern nurmehr über eine digitale Cloud erlauben. Da will ich noch Jan Gehl zitieren: „Ich sage Studenten immer: Wann immer Ihr das Wort *smart* hört, seid gewarnt, weil das verkündet nur jemand, der viele Millionen neuer *Gimmicks* verkaufen will. Und er ist keiner, der euch eine bessere Qualität des Lebens geben will“.

Ich erkenne zum Schluss, nach Lektüre seiner Schreibebeiten, bei Gerhard Matzig eine gewisse Übereinstimmung jener architekturjournalistischen Erfahrungen, die sich nicht als als Verbreiter der Meldungen von Industrie- und Immobilieninteressen verstehen. Genau das kann Architekturjournalismus in der Tagespresse leisten: nachdenken, hinterfragen, hinter den Schleier des Marketings zu blicken, und über die Wirklichkeit des Lebens in den

gebauten Räumen zu schreiben. Am Beginn stellte ich Gerhard Matzig als Architekturkritiker infrage. Er bestätigt das: „Als Architekturkritiker möchte ich mich nicht gerne beschreiben. Ich will eigentlich gar nicht beschrieben werden, ich will der sein, der beschreibt – und fragt.“ Und doch gibt er im letzten Absatz seines Buches vom Häuslebauen eine Antwort: „Warum ich all das getan habe? Wozu die lange Suche nach dem richtigen Haus? Die Sorge ums Geld? Der Wahnsinn der Architektur? Die Absurdität der Behörden? Warum Sehnsüchte und Enttäuschungen, warum das große Glaube-Liebe-Hoffnung des Hausbauens und Apfelbaum-pflanzens?“ Die Antwort mündet mit existenzieller philosophischer Wucht in dem Wort jedweden menschlichen, demnach auch baukünstlerischen Begehrens: „Weil“. Und das sagte wahrscheinlich auch Gott, als er die Erde erschuf.

Dacapo: „Ich würde mich daher selbst so beschreiben: Wenn er über Architektur schreibt, schreibt er wenig über Architektur und viel über alles mögliche Andere; wenn er aber über garantiert Architekturfernes schreibt, schreibt er doch wieder über die Architektur, die er darin entdeckt. Eigentlich: komischer Typ.“



Über Geschmack lässt  
sich sehr wohl streiten

Gerhard Matzig  
im Gespräch mit  
Benedikt Hotze und  
David Kasperek

# Über Geschmack lässt sich sehr wohl streiten

**David Kasperek:** Herr Matzig, Sie sind Leitender Redakteur im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. Was erscheint Ihnen aus der Fülle der Themen berichtenswert?

**Gerhard Matzig:** Was die Architekturthemen angeht, so genieße ich den Luxus, dass ich eigentlich für gar nichts zuständig bin. Das heißt: Meine Kollegen koordinieren die Berichterstattung über neue wichtige Häuser, über Bücher zu bestimmten Architekturthemen, über Urbanismus-Symposien und dergleichen. Die Pflichtthemen sind nicht mein Gebiet. Ich kann also nur für mich als Person und nicht insgesamt für die Architekturkritik der SZ sprechen. Dies vorab: Dann: Mich erreichen viele Informationen über Telefon, Mail, Twitter oder, herrlich analog, per Post. Auch übers Hörensagen. Und Lesen ist sowieso immer anregend. Übrigens gerne auch die Feuilletons der Konkurrenz. Manches davon springt mich an, anderes interessiert mich weniger. Wenn ich keine Geschichte hinter den Informationen sehe, kommt vieles direkt wieder in den Papierkorb – auch wenn es sich dabei prinzipiell um gute Architektur handelt. Wenn sich aber ein Haus mit einer Geschichte verbindet, die über das reine Objekt hinausgeht, dann werde ich ziemlich neugierig. Ein Haus, das „nur“ gut gebaut ist, bei dem die Proportionen elegant sind, die Treppenanschlüsse stimmen, der Grundriss logisch erscheint... das alles ergibt für mich erst einmal noch keine Geschichte. Das Objekt gehört möglicherweise zur Chronologie der Baukultur, es mag relevant sein, aber das ist nicht mein Job.

**David Kasperek:** Wie definieren Sie denn Ihren Job?

Mein Job, und dafür liebe ich ihn, ist die Kür. Wenn ein Haus über sich hinaus auch etwas über die Gesellschaft erzählt, dann interessiert es mich und dann lockt es mich, darüber zu schreiben. Aus der Flut der Pressemitteilungen und den Flurgesprächen mit meinen vielen Kollegen picke ich mir am Tag eigentlich zu viele Ideen heraus, von denen dann am Ende eine übrig bleibt und zu einem Text werden kann. Eine! Und: kann! Das ist purer Luxus.

**David Kasperek:** Sie wurden mit dem BDA-Preis für Architekturkritik ausgezeichnet. Wie sehen Sie sich: als Kritiker, Feuilletonist, Essayist, oder macht es keinen Sinn, so zu unterscheiden?

Ich sehe mich im Augenblick als glücklichen Menschen, der einen bedeutsamen Preis erhält und das als große Ehre ansieht. Was die Zuschreibungen angeht, vom Kritiker bis zum Essayisten: Ich würde das nicht unterscheiden. Ich bin Architekturkritiker, ganz klassisch, und habe genau dies viele Jahre lang gemacht: die Hervorbringungen der Architektenschaft und der zeitgenössischen Baukultur beurteilt, darüber geschrieben und sogar Noten gegeben. Das machen Kritiker ja gerne: „Das Haus ist eine drei minus, weil...“ Aber ich habe mich davon im Laufe der Zeit eher gelöst. Dennoch ist die klassische Architekturkritik immer noch Bestandteil meines handwerklichen Verstehens. Mit der Zeit bin ich aber zunehmend ins freie essayistische Nachdenken über große, kleine und ganz kleine Themen gekommen, die nicht unbedingt nur mit Architektur zu tun haben, sei es die Müllproblematik oder das Phänomen „Bikini“. Oder Auto-Design. Oder die neue Kleidung der Kellner im Restaurant „Tantris“. Oder warum wir immer weniger



Kinder, aber dafür immer größere Spielplätze haben. Solche Themen kann ich nicht als klassischer Kritiker bearbeiten, insofern würde ich mich als Kulturjournalisten mit viel thematischem Freiraum und einer Leidenschaft für Gebautes und Ungebautes bezeichnen. Mein Terrain könnte man auch als „Lebensweltliches“ beschreiben. Das hat übrigens den Vorzug, vage zu sein. Journalisten dürfen sich ja grundsätzlich für alles interessieren. Das ist das Schöne an diesem Beruf. Insofern bin ich vielleicht einfach ein Journalist, der auch Kritiken, Feuilletons oder Essays schreibt.

**David Kasperek: Bleiben wir beim Sujet der Architekturkritik. Diese ist immer auch eine Bewertung von Architektur. Was muss Architekturkritik heute leisten?**

Im klassischen Sinn: Ein Gebäude entsteht an einem bestimmten Ort, der Kritiker schaut sich das an und schreibt einen Text darüber. Was sollte dann in dieser Kritik enthalten sein? Es muss eine präzise Darstellung der Bauaufgabe geben, eine vollständige Abfrage aller Dinge, die ein Gebäude ausmachen: Woraus ist es gebaut, wie ist es konzipiert, was ist die Idee dieser Architektur, was ihre Materialität, Organisation und Formidee? All das muss beschrieben werden, denn man kann es nicht so einfach durch ein Foto ersetzen, das muss die Sprache leisten. Es sollte dann in den Kontext der Baugeschichte gestellt werden und in den der aktuellen Ereignisse: Was ist es für ein Typ von Gebäude, was sagt es über seine Zeit? Und wie gut ist es zu seinen Nutzern oder Bewohnern? Das sind für mich im Wesentlichen die Hauptelemente, für die es auch ein Vokabular und eine Grammatik gibt, eine

Art Werkzeugkoffer, aus dem sich ein Architekturkritiker bedienen kann. Das wird dann auch den Lesern vermittelt: Ich bewerte anhand dieser Kriterien dieses oder jenes Gebäude und komme deswegen zu diesem oder jenem Urteil. Wenn dieses Instrumentarium offen gelegt wird, hat der Leser auch etwas davon und geht nach so einem Text hoffentlich erkenntnisreicher durchs Leben. Ich freue mich immer am meisten über Rückmeldungen von Menschen, die der Architektur im Grunde nicht nahestehen. Wenn jemand schreibt „Eigentlich interessiert mich Architektur nicht...“, sich dann aber doch mit einem Text über Architektur auseinandersetzt, kritisch oder gerne auch wohlmeinend: Das freut mich ungemein. Architektur ist eine öffentliche Kunst. Und diese Öffentlichkeit auch abseits der Fachkreise zu interessieren, zu gewinnen: Darum geht es mir.

**David Kasperek: Welche Kriterien legen Sie zur Bewertung von Architektur an?**

Jedenfalls mehr als meinen persönlichen „Gefällt mir“-Button. Ich denke, dass echte Baukultur durchaus messbar ist. Und zwar zunächst auf einer Ebene des Funktionierens. Dabei meine ich nicht, ob die Fenster dicht sind oder die Treppe unten losgeht und oben auch ankommt, sondern eher ein Funktionieren als in sich stimmiges Gebilde. Es geht dabei um die Frage, ob ein Haus das leisten kann, was Häuser leisten müssen: Eine Schule muss als Schule gut funktionieren, eine Kirche als Kirche, ein Wohnraum als Wohnraum. Aber hat es darüber hinaus auch noch etwas weiteres, das die Gesellschaft bereichert? Das wäre dann für mich Baukultur. Wenn ein Gebäude zum Beispiel seine Umgebung aufwertet oder wenn es die Ideenwelt in irgend einer Weise anregt, etwa weil viele Menschen darüber sprechen.



*Spielplatz im Berliner Gleisdreieckpark,  
Foto: Lienhard Schulz  
(CC BY-SA 3.0)*



Sir Norman Foster and Partners, Reichstagsgebäude, Berlin 1993–1999, Detail der Kuppel, Foto: David Kasperek

David Kasperek: Sie sprachen davon, dass Baukultur messbar und damit objektivierbar sei. Welche Rolle spielen bei der Bewertung von Projekten Ihre eigenen subjektiven Prägungen und Erfahrungen?

Ich habe keine Angst vor dem Begriff der Schönheit – viele Architekten tun sich da ja schwer. Ich habe zum Beispiel seinerzeit die Ausgabe der BDA-Zeitschrift *der architekt* zur Frage, was schön ist, mit Begeisterung, aber auch staunend gelesen. Viele Architekten erklären mir immer wieder, dass Architektur mit Schönheit nichts zu tun hat (*lacht*). Das finde ich etwas problematisch, wenn ich an die gesellschaftliche Rezeption von Architektur denke. Allein, weil die Menschen dann letztlich eben doch sagen: ‚Das finde ich schön, und das finde ich nicht schön.‘ Sie sagen es über einen Kinofilm, über ein Buch, über Musik und eben auch über Häuser. Dieses subjektive Empfinden würde ich erst einmal sehr ernst nehmen. Aber man kann es eben nicht darauf beruhen lassen, dass der eine etwas schön findet und die andere nicht, dieses „de gustibus non est disputandum“. Denn: Über Geschmack lässt sich sehr wohl streiten. Auch über Schönheit kann man streiten. Denn das ist immer auch eine Frage der Proportionalität, des Materials, und wie sich etwas zu seiner Umgebung verhält – bei Gebäuden ist dies extrem wichtig: Fügt es sich ein, wird da Baugeschichte weitergeschrieben oder wird sie abrupt beendet und ist das aus bestimmten Gründen stimmig? Es gibt gerade in der Architektur Kriterien der Handwerklichkeit und Regelmäßigkeit. Ich finde es wichtig, wenn solche Regeln eingehalten werden und zu einem guten Ergebnis kommen. Zum Beispiel eben zu einem Haus, das, ja, *schön* ist.

David Kasperek: In dem Moment, in dem man sich äußert, besteht immer die Möglichkeit des Irrtums. Ist das schlimm, oder ist eine Äußerung auch dann ein relevanter Beitrag zu einer Debatte, wenn sie sich als Irrtum erweist?

Ich versuche natürlich, den Irrtum zu vermeiden. Das ist im Leben immer sinnvoll, nicht wahr? Wenn man aber doch in die Irre geht, ist das so lange nicht besonders schlimm, wie man daraus die entsprechenden Lehren zieht. Auch ich habe schon gewaltige Fehleinschätzungen in meinem Berufsleben vorgenommen, und dies zum Teil auch sehr lautstark... Ein Beispiel dafür ist meine seinerzeitige Argumentation gegen die Rekonstruktion der Reichstagskuppel. Mit den Texten habe ich ganze Wälder vernichtet. Das war für mich damals ein unfassbarer Fehler, diese Kuppel gläsern zu rekonstruieren, wie das Norman Foster später gemacht hat – allerdings nicht nach seinem eigenen Entwurf. In dieser Debatte habe ich mich damals sehr eindeutig gegen die Kuppel positioniert: aus politischen, gesellschaftlichen und stadtästhetischen Gründen. Ich habe eine Menge Buchstaben darauf verwendet, und heute denke ich mir jedes Mal, wenn ich in Berlin bin: Was hat mich denn da geritten? Denn diese Kuppel ist einfach gut, abgesehen davon, dass die Proportionen vielleicht nicht ganz ideal sind. Ich finde es aber hilfreich, sich ab und zu an solche Schnitzer des eigenen Herummeinens zu erinnern und ein wenig demütiger zu sein. Gleichwohl hat der Kritiker dennoch die Aufgabe, zu einem eindeutigen Urteil zu kommen.

### **David Kasperek: Warum gehört Architektur und das Urteil über sie in die Tagespresse?**

Beides gehört *absolut* in die Tagespresse, denn dort steht alles, was wichtig ist. Naja: fast alles. Und Architektur gehört für mich zu den wichtigsten Dingen der Welt. Ich glaube, dass sich Architektur, Städtebau und Landschaftsarchitektur gerade an einer Wegscheide befinden, an der große Weltprobleme verhandelt werden: Verstädterung, Klimawandel, Ökologie, Stress und Dichte in den Städten, die Bodenproblematik, Gerechtigkeit, das Wohnen, der öffentliche Raum, Partizipation. Es kommt vieles zusammen an wirklich bedeutenden Themen der Gegenwart und Zukunft. Nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. An dieser Wegscheide sehe ich ein Berufsbild, und das ist der Planer oder die Planerin. Und ob die Planer am Ende ein Müllhäuschen, eine Bushaltestelle, ein Museum oder eine ganze Ökostadt planen, ist erst einmal unwichtig. Das, was Planung ausmacht, ist, dass sie enorm relevant für sehr wichtige Zukunftsfelder unserer Gesellschaft ist. Es wächst dem Planer eine immense Bedeutung zu, und es geht bei weitem nicht nur darum, Büros zu erstellen oder Wohnräume zu entwerfen, sondern es geht immer auch um viel größere Maßstäbe. Und genau deswegen gehört all das natürlich auch in die Tageszeitung.

### **David Kasperek: Wie schwer ist es, diese Themen im Vergleich zu anderen in Ihrer Zeitung unterzubringen?**

Gar nicht schwer. Im Gegenteil: Unterschiedliche Ressorts klopfen wunderbarerweise regelmäßig bei mir an und fragen, ob ich dies oder das für sie machen kann. Über einhundert Jahre Bauhaus. Über die Möbelmesse. Über den drohenden Abriss eines nachkriegsmodernen Baus. Über den Rekonstruktions-Streit. Über

Bauskandale. Über über über. Architektur ist ein enormes gesellschaftliches Querschnittsthema. Deshalb findet es nicht nur als klassische Architekturkritik im Feuilleton statt, sondern auch im Lokalteil oder im Wirtschaftsteil, auf den Stil-Seiten und im Reisetil. Das ist nicht nur bei uns in der SZ so, das beobachte ich zunehmend auch in anderen Medien. Die Architekturrezeption hat sich von ihrer klassischen architekturkritischen Seite gelöst. Das mögen manche bedauern, das höre ich auch ab und zu, aber insgesamt strahlt das Thema viel weiter aus als noch vor einiger Zeit. Das ist gut. Früher wurde Architektur nur im Feuilleton verhandelt. Man hat gesagt: Das ist Kultur. Inzwischen wird in jedem relevanten Ressort über Architektur- und Stadtthemen geschrieben.

Es gibt dazu bei uns sogar messbare Zahlen – durch das wunderbare Instrument sueddeutsche.de. Da gibt es etwas, was wir im Feuilleton sonst verabscheuen, nämlich, dass unsere Arbeit präzise erforscht wird. Bei einem Text in der Zeitung weiß man ja nicht unbedingt, ob sich außer dem Autor und dem Architekten und seiner Frau oder der Architektin und ihrem Mann noch jemand für diesen Text interessiert hat. Aber im Internet wird das gemessen. Im Fall von sueddeutsche.de ist Architektur zusammen mit Kino und Pop erfreulicherweise sehr weit oben im Ranking der Kulturthemen. Das öffentliche Interesse am Bauen und an der Baukultur ist riesig. Und die Medien bilden ab, wofür sich die Welt interessiert. Ich muss also keine Lobbyarbeit betreiben. Ich darf mich für das interessieren, was auch die Welt interessiert.



*Cukrowicz Nachbaur  
Architekten, Konzerthaus  
München, Wettbewerb  
2017, 1. Preis, Abb.:  
Cukrowicz Nachbaur  
Architekten*

David Kasperek: Innerhalb der Architekturthemen gibt es dennoch eine Unterteilung in gesamtgesellschaftliche Themen und jene, die zunächst einmal vor allem Architektinnen und Architekten interessieren. Eines davon ist der Architektenwettbewerb. Immer weniger junge Büros scheinen den Wettbewerb als Chance wahrzunehmen, tatsächlich ans Bauen zu kommen. Dazu kommt Kritik am Wettbewerbswesen von außen: Sie haben erst kürzlich ein Beispiel geschildert, wo der Vorwurf aus der Politik laut wurde, Architekten und Juroren würden sich mutwillig austauschen und am Ende kämen ohnehin immer nur die gleichen Büros zum Zuge...

...ja, das war ein Beispiel aus München, aber auch andere Städte kennen den Vorwurf des Architektenwettbewerbs als Brutstätte des Klüngels. Die Klage dabei ist, dass die immer gleichen Juroren den immer gleichen Architekten die Preise zuschanzen. Diese Kritik muss man ernst nehmen, obwohl Kritik häufig aus Klischees besteht und oft sogar dumm ist. Aber wenn so eine derbe Kritik öffentlich geäußert wird, dann sollte man darauf eingehen. In diesem Fall hatte ein Münchner Politiker darüber spekuliert, ob die Städte nicht schöner wären, wenn weniger Architekten damit zu tun hätten. Also da muss man dann schon laut und deutlich antworten: Das Gegenteil ist wahr. Die oft so beargwöhnte Wohn-Schuhschachtel-Architektur ist nicht deshalb schlecht, weil sie von Architekten realisiert wird – sondern deshalb, weil man den Architekten zu wenig Freiraum gegeben hat.

Ob wirklich weniger Büros den Wettbewerb als echte Chance sehen, weiß ich nicht, da fehlen mir die empirischen Daten. Aber ich nehme eine Vielzahl von Büros wahr, die über den Wettbewerb an der Baukultur teilhaben und auch ökonomisch davon profitieren. Es können also immer noch Wettbewerbe gewonnen werden. Ich sehe allerdings die Verengung auf spezifische und eingeladene Wettbewerbe. Wenn ein Büro nur dann an einem solchen Verfahren teilnehmen kann, weil es schon viele dieser oder jener Bauaufgaben bearbeitet hat, wird es zu einem Problem. Das eigentlich Gute an Wettbewerben sollte die Offenheit sein, dass man dort verschiedene Möglichkeiten für Lösungen einsammelt. Wenn bei manch großen Wettbewerben einige Teilnehmer die Grundbedingungen nicht erfüllt haben und man sich fragt, ob man die nicht hinauswerfen müsste, sind das oft die Lösungen, die mir persönlich am besten gefallen.

#### **David Kasperek: Können Sie ein Beispiel nennen?**

Hier in München ist vor kurzem ein Wettbewerb für ein Konzerthaus entschieden worden, bei dem mir der Beitrag eines Schweizer Architekturbüros am besten gefallen hat, der viele Vorgaben missachtet hat. Der Beitrag ist zwar in der ersten Runde ausgeschieden, bot aber eine wahnsinnig tolle Lösung für das grundsätzliche Problem. Auch das kommt manchmal bei einem Wettbewerb heraus. Ich will es auch gar nicht besonders kritisch bewerten. Eine Jury ist dafür da, um ein Urteil zu fällen. Ein Wettbewerb sammelt eben die Ideen ein. Und die Kreativität, die bei diesem Beruf sehr wichtig ist, sich eine andere Zukunft vorstellen zu können, andere Räume denken zu können, wird im Wettbewerb besonders gut genutzt. Deswegen bin ich sehr für das Wettbewerbswesen.

**David Kasperek: Haben Sie eine Faustregel, nach der solche berufsständischen Themen den Weg in Ihre Arbeit finden?**

Es gibt natürlich Dinge, die nur Architekten interessieren. Zum Beispiel die HOAI-Novellen. Aber da fängt eben die Leidenschaft des Architekturkritikers und Kulturjournalisten an. Gerade wenn es um solch sperrige Themen geht, bin ich als Journalist besonders gefragt. Wenn alle sagen, das interessiert wirklich niemanden, frage ich mich, ob es nicht doch eine Möglichkeit gibt, es so aufzuschreiben, dass sich plötzlich Menschen dafür interessieren. Ich habe tatsächlich einmal eine Art Leitartikel zum Thema HOAI-Novelle vorgeschlagen, das Gelächter schlug mir entgegen, und der Chefredakteur fragte: H-O-was? H-O-wie? Was soll das denn sein? Da war aber mein sportlicher Ehrgeiz gepackt... Und der Beitrag wurde dann letztlich doch geschrieben. Und, hurra, auch gedruckt. Genau das muss ein Kulturjournalist machen: Dinge übersetzen aus dem Sperrigen, Insidermäßigen ins Deutsche. Vom Fachthema hin zum verständlichen und darüber hinaus interessanten Stoff. Das gelingt natürlich nicht immer. Aber immer ist es einen Versuch wert. Und zur Baukultur gehören ja auch die Bedingungen im Berufsstand. Das eine geht aus dem anderen hervor.

**Benedikt Hotze: Ein weiteres Insiderthema, das von einigen als sperrig wahrgenommen wurde, war ein Bericht von Ihnen über eine rechtliche Auseinandersetzung eines Architekten mit einem öffentlichen Bauherrn. In der Öffentlichkeit wurde das als Parteinahme für die Interessen eines einzelnen Architekten gesehen. In diesem**

**Kontext kam die Frage auf, ob Kulturjournalisten hier nicht ihre Macht missbrauchen?**

Ich erinnere mich an den Fall, aber inwiefern soll das Machtmissbrauch gewesen sein?

**Benedikt Hotze: Weil Sie sich in den Augen einiger zum Apologeten des beschriebenen Architekten gemacht haben.**

Das ist ein interessanter Hinweis. In der Tat gab es damals zwei Reaktionsmuster, die mir bekannt wurden. Die einen haben mir vorgeworfen, ich hätte diesen Architekten in Schutz genommen. Und die anderen warfen mir vor, ich hätte ihn ‚in die Pfanne gehauen‘. Tatsächlich war das aber einfach ein Porträt. Es war weder ein Kommentar, noch der Versuch, etwas für oder gegen diesen Planer zu tun. Das tue ich ohnehin nie, ich versuche nie Staatsanwalt oder Verteidiger zu sein. Mir ging es dabei lediglich um die Darstellung der Wandlung eines Architekten, der einst ein sehr erfolgreiches Büro betrieben hat, von vielen als großes entwerferisches Talent wahrgenommen wurde, hin zu einem, in dem fast alle oder doch sehr viele Kollegen nur noch den Streithansel sehen, der zudem kaum mehr Erfolg hat. Das schien mir ebenso interessant wie kompliziert, denn es ist ja auch eine Geschichte von Aufstieg und Fall eines Architekten. Die Frage, ob er nun recht in seiner Auseinandersetzung mit dem öffentlichen Bauherrn hatte, war mir total nachrangig. Aber dass Texte wie dieser von den Lesern frei interpretiert werden, gehört eben auch dazu. Man kann nicht zu jedem Text das *Making-Of* schreiben.

Benedikt Hotze: In der Schweiz darf sich jeder Gärtner Architekt nennen. Trotzdem gibt es dort ohne Zweifel ein hohes baukulturelles Niveau. In Deutschland gibt es das Verständnis vom „Freien Architekten“, auch mit besonderen Regeln, einer geschützten Berufsbezeichnung, einer Honorarordnung und dem ehernen Prinzip der Trennung zwischen Planung und Ausführung. Dieses Konstrukt wird von vielen Seiten angegriffen, nicht zuletzt von der EU-Kommission und der Bauindustrie. Ist dieses klassische Berufsverständnis noch zeitgemäß?

Da bin ich wohl eher auf Seiten der Evolution. Berufsbilder verändern sich. Schon der Begriff des „klassischen Berufsverständnis“ bereitet mir einige Probleme. Was ist denn das klassische Berufsverständnis? Ist es das von Vitruv? Ist es das aus dem Mittelalter oder gar aus der Bauhaus-Moderne? Berufsbilder verändern sich, weil sich Berufe verändern. Das finde ich erst einmal in Ordnung. Was hier hintenüber fällt, ist die Frage nach der Qualität: Macht ein Bäcker gute Brezn oder macht er schlechte? Entwirft ein Architekt gute Häuser oder entwirft er schlechte? Und ob er die dann in einem wie auch immer gearteten klassischen Berufsverständnis entworfen hat, ist für mich fast sekundär. Ein solches klassisches Berufsverständnis würde ich nicht mit allen Mitteln verteidigen. Anders als die HOAI übrigens. Ich glaube, dass Planen und Bauen so wichtig sind, dass sie der Gesellschaft viel mehr wert sein sollten. Es gibt hier sicher eine Grenze für den freien Markt und den preislichen Wettbewerb. Baukultur ist nichts, was der freie Markt allein richten kann.

Benedikt Hotze: Ein weiteres Feld, das sich ändert, ist die Medienlandschaft. Durch die Digitalisierung hat sie sich fundamental verändert. Im Netz kann jeder publizieren, Suchmaschinen und Algorithmen der sogenannten sozialen Medien präsentieren Inhalte unterschiedslos und unkuratiert. Welche Auswirkungen hat das auf Architekturkritik?

Es gibt eine gewisse Krise der Expertise. Dieses Problem findet man an vielen Stellen. Es gibt eine Krise des Kritikerberufs. Joachim Kaiser hat einmal zu mir gesagt: ‚Sie möchten natürlich noch einmal Großkritiker werden – so wie ich. Werden Sie aber nicht.‘ Schon vor zwanzig Jahren hat er mir prophezeit, dass das gesellschaftliche Bedürfnis nach Großkritik, nach dem Literaturpapst wie nach dem Kino- oder Architekturpapst, ein abnehmendes ist. Und diese Prophezeiung ist total aufgegangen. Alle Menschen sind plötzlich Kritiker. Jeder Nutzer bewertet Bücher bei *Amazon* und schreibt Kritiken in Reiseportalen. Auch Architektur wird in dieser Weise von Laien beurteilt. Aber: Solange es die Expertise und die professionelle Beurteilung all dieser Dinge auch noch gibt, ist das kein großes Problem für mich. Schließlich wird die Architektur auch von denen beurteilt, die am Haus vorbeigehen. Das ist in Ordnung. Als guter Demokrat sage ich: Wenn die Meinung begründet ist, dann ist sie auch oft anregend und bereichernd. Ich muss ja keine Professur für Architekturtheorie bekleiden, um als einziger das Recht zu haben, diese Bewertung vorzunehmen.

Ich sehe derzeit ein Nebeneinander von klassischem Kulturjournalismus und einer Art Laienbewertung – das führt natürlich zu einer Veränderung meines Berufsbildes. Das betrachte ich aber nicht nur mit Sorge.

Auch das ist Evolution. Ich bin durchaus Leidtragender dieser Veränderung, die den Beruf des Print-Journalismus grundlegend berührt. Teilweise fühlt man sich wie ein Kohlekumpel aus den 1980er-Jahren: Die Zeitläufe rauschen über einen hinweg, und man kommt gar nicht mehr so schnell hinterher. Die Digitalisierung hat das Tempo verschärft. Das erzeugt durchaus Stress, und außerdem haben Veränderungen grundsätzlich auch das Potenzial, Verschlechterungen zu sein. Trotzdem: Veränderungen, das sind immer Chancen und Risiken, was mich betrifft: Ich wähle gern die Chancen. Da bin ich Optimist.

**Benedikt Hotze: Wenn Sie nicht bei der *Süddeutschen Zeitung* wären, für welchen Titel oder welches Medium würden Sie gerne schreiben?**

*(lacht)* Ich bin inzwischen in einem Alter, in dem ich nicht mehr ohne weiteres vermittelbar bin. Tatsächlich gab es Jahre, da bekam ich Angebote von anderen Medien. Ich hatte also Möglichkeiten, zu anderen Zeitungen oder auch Zeitschriften zu wechseln. Aber ich habe spätestens bei Gesprächen mit anderen Chefredakteuren gemerkt, dass ich eigentlich doch am liebsten bei der SZ bin. Vielleicht bin ich auch einfach der monogame, immobile Langweiler-Typ. Ich wollte immer zur SZ, habe mich hier immer aufgehoben gefühlt – ich fühle mich bei der *Süddeutschen Zeitung* tatsächlich sawohl. Das kann ruhig unter uns bleiben. Meine Chefs müssen das gar nicht so genau wissen.

**Benedikt Hotze: Neben der Arbeit für die SZ haben Sie noch ein anderes Ventil: Sie schreiben Bücher. Darin erzählen Sie vom Bau eines**

**Einfamilienhauses oder dem Alltag einer jungen Familie. Unschwer erkennbar sind darin eigene Erfahrungen verarbeitet und reale Personen nur notdürftig literarisch verfremdet. Mag Sie Ihre Familie eigentlich noch?**

Erstens: Vieles in den Büchern ist auch einfach erfunden. Zweitens: Fragen Sie meine Familie! Bei meinen Kindern müssen wir das wohl noch abwarten und erneut fragen, wenn sie später als Erwachsene dies noch einmal lesen sollten. Aber: Ja, ich glaube, meine Familie mag mich schon noch. Hoffe ich jedenfalls. Meine Kinder können diese Art von Arbeit übrigens besser verstehen, als wenn ich ihnen sage, dass ich Architekturkritik mache. Wenn ich ihnen erkläre, dass ich im Feuilleton arbeite und Architekturkritiken schreibe, so klingt das für sie, als würde ich ihnen sagen, ich sei Hufschmied oder so was. Auch das Wort „Feuilleton“ finden sie so fremd und rätselhaft wie den Star-Wars-Planeten „Dagobah“. Im Ernst: Ich sehe mich nicht als Literaten, sondern als jemanden, der auch humorvoll schreiben kann. Die eigene Familie ist da natürlich naheliegend, denn dort passiert so viel Kurioses. Manches davon findet eben seinen Weg in Bücher, und manchmal finden diese Bücher dann auch Leser. Wenn man das Bild von Standbein und Spielbein bedienen will, gehört es zu meinem Spielbein, Bücher zu schreiben, weil mein Leben nicht nur aus Baukultur, HOAI und Architektenwettbewerben besteht. Ich genieße es immer sehr, ein Buch zu schreiben, das gar nichts mit Architektur zu tun hat. Das ist in gewisser Weise mein Ausgleichssport. Meine Neigung zum Humoristischen kann ich hier besser ausleben, als wenn ich über den Niedergang eines Architekturbüros schreibe.



Gerhard Matzig: *Meine Frau will einen Garten. Vom Abenteuer, ein Haus am Stadtrand zu bauen, Goldmann, München 2012*





BDA-Preis für  
Architekturkritik  
2018

Impressum

# Impressum

## **BDA-Preis für Architekturkritik 2018 Gerhard Matzig**

Diese Festschrift erscheint anlässlich der Verleihung des BDA-Preises für Architekturkritik 2018 am 16. Juni 2018 im Schmidt-Theater in Hamburg.

## **Herausgeber**

Bund Deutscher Architekten BDA  
Wilhelmine-Gemberg-Weg 6  
10179 Berlin  
kontakt@bda-bund.de  
www.bda-architekten.de

## **Konzept**

Andreas Denk, Benedikt Hotze und David Kasperek

## **Redaktion**

Alice Sárosi

## **Satz und Layout**

David Kasperek

## **Auflage**

1.000

## **Druck**

Heider Druck GmbH, Bergisch Gladbach

Berlin 2018

Die Texte von Gerhard Matzig erscheinen mit freundlicher Genehmigung des Autors und der Süddeutschen Zeitung. Das Copyright für die Abbildungen liegt bei den Fotografen/Inhabern des Bildrechts.

## **Autoren**

Dietmar M. Steiner (\*1951) war Mitarbeiter beim Archiv „Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert“, von 1980 bis 1982 Generalsekretär der Österreichischen Gesellschaft für Architektur. Bis zur Eröffnung seines eigenen Büros für Architekturberatung, 1989, lehrte er Geschichte und Theorie der Architektur in Wien. Von 1995 bis 1999 war er Redakteur für Architektur des Magazins *domus* und von 1993 bis 2016 Direktor des Architekturzentrums Wien.

Dipl.-Ing. Benedikt Hotze (\*1964) studierte in Braunschweig und Lausanne Architektur, war 22 Jahre lang Redakteur bei *Bauwelt* und *BauNetz* und hat in Bochum und Cottbus Architekturvermittlung gelehrt. Er ist Pressereferent des BDA. Benedikt Hotze lebt und arbeitet in Berlin.

Dipl.-Ing. David Kasperek (\*1981) studierte Architektur in Köln. Er war als Gründungspartner des Gestaltungsbüros *friedwurm: Gestaltung und Kommunikation* als freier Autor, Grafiker und Journalist tätig. Nach einem Volontariat in der Redaktion von *der architekt* ist er dort seit 2008 als Redakteur beschäftigt. David Kasperek moderiert mit wechselnden Gästen die Gesprächsreihe „neu im club im DAZ-Glashaus“, die neu in den BDA berufene Mitglieder vorstellt.



